








GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Fenster der Angst

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150




# Fenster der Angst

## John Sinclair Nr. 511

*von Jason Dark*

*erschienen am 19.04.1988*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Sinclair Crew

# Fenster der Angst

»O Gott! Nein, bitte nicht! Ich bin nicht tot! Ich lebe noch! Ich… ich … hört ihr mich denn nicht? Ihr könnt mich doch nicht begraben! Das geht nicht, nein …«

Julia glaubte, die Sätze zu schreien. Tatsächlich tosten sie nur durch ihr Gehirn wie die Teile eines Mosaiks, die sich zu einem Bild des Schreckens zusammensetzten.

Von den beiden Männern hörte sie keiner. Es waren abgerissene Gestalten, die eine traurige Aufgabe zu übernehmen hatten. Sie mußten das Mädchen einsargen.

Erst achtzehn Jahre war die Kleine jung. In der Blüte ihrer Jugend hatte es sie erwischt!

Ein Unfall sagte man. Aber es gab Menschen, die mehr wußten, angeblich mehr wußten.

»Tot ist tot«, sagte einer der Männer und schaute sich im Raum um. Es war nicht mehr als ein Verlies, in dem es scheußlich roch.

Doch der Sommer war vorbei. Längst hatte der Herbst Einzug gehalten. Die Blätter fielen von den Bäumen und bildeten auf dem Boden eine zweite Schicht.

Der Raum gehörte zur Leichenhalle. Durch einen schmalen Gang konnte man ihn erreichen. Er besaß nur ein Fenster, dessen Scheibe verschmutzt war. Unter der Decke klebten die Spinnweben wie dickes Garn. Die Wände waren schmutzig und ebenfalls beklebt.

Die »tote« Julia lag auf einem einfachen Holztisch. Nach jedem Benutzen wurde er gewaschen. Direkt über dem Tisch und dicht unter der Decke schaukelte die Laterne.

Die Ölfunzel gab ein weiches Licht, dessen Reflexe auch über das Gesicht des Mädchens huschten. Trotz seiner Starre war zu erkennen, daß es sich bei Julia um ein hübsches Mädchen handelte. Julia besaß etwas traurige, melancholisch wirkende Züge. Ihre Augen waren groß, in ihnen war die Trauer zu lesen, selbst jetzt, wo sie »gestorben« war.

Die beiden Bestatter waren Gelegenheitsarbeiter. Ihre Arbeit gehörte zu den Tätigkeiten, die niemand gern verrichtete. Man mußte schon lange suchen, um Männer zu finden, die sich vor Toten nicht fürchteten oder ekelten.

Hank Boone tat diese Arbeit schon seit Jahren. Ansonsten hing er in den Gasthöfen herum und schlug sich durch kleinere Betrügereien durchs Leben. Ihm machte so leicht niemand etwas vor.

Der Anblick des Mädchens rührte ihn irgendwie. Sein Kumpan war erstaunt, als er sah, daß Boone mehrmals um die Leiche herumging und sie dabei betrachtete.

Er besaß wäßrige Augen. In der unteren Hälfte des Gesichts wuchs ein dichter Bart. Seine Kleidung stank nach verfaultem Laub, zudem war sie feucht.

»Was hast du denn?«

Boone blieb stehen. »So jung noch«, sagte er. »Die Kleine hätte auch meine Tochter sein können.«

Der zweite Mann lachte rauh. »Deine Tochter? Darf ich mal grinsen?«

»Wieso?«

»So etwas hättest du doch nicht fertiggebracht.«

»Halts Maul.«

»Die kommt in den Sarg, und damit hat sich die Sache. Ich weiß überhaupt nicht, weshalb du dich aufregst.« Der Sprecher bohrte in der Nase und kam dabei näher. »Wo willst du anfassen? Oben oder an den Beinen?«

»Ich nehme die Schultern«, sagte Boone.

»Gut, dann bringen wir es hinter uns.«

Der Sarg stand neben dem Holztisch, auf dem Julia lag. Es war eine schlichte Totenkiste, aus rohen Brettern zusammengenagelt.

Zwischen ihnen existierten Lücken, als sollte noch Sauerstoff in den Sarg fließen, damit das Mädchen atmen konnte.

Aber Tote atmen nicht.

Und doch war es bei Julia anders. Sie war nicht tot, auch wenn es so aussah. Sie lebte, man hätte sie als scheintot bezeichnen können, und als Scheintote sollte sie auch begraben werden.

Furchtbar…

Julia spürte sogar die knochigen Finger, als Boone sie unter den Achseln anfaßte und anhob.

Der andere hatte ihre Fußgelenke ergriffen. Er atmete lauter als sonst, eine Schnapsfahne wehte über den Körper der »Leiche«.

»Hast du sie?«

»Ja«, sagte Boone.

Beide Männer hoben sie vom Tisch. Obwohl die Laterne brannte, war es in der Leichenhalle kalt und düster. Hier herrschte nur ein Gesetz. Das des Todes. Der Sensenmann hatte sein Erbe hinterlassen, unsichtbar schwebte er zwischen den Wänden.

Sie brauchten mit ihrer Last nur wenige Schritte zu gehen, um Julia in den Sarg legen zu können. Der Deckel lag neben dem Unterteil, das nicht ausgepolstert war. Wer kein Geld besaß, der wurde auch entsprechend beerdigt. Man legte ihn in die rauhe Totenkiste, klappte den Deckel darüber – fertig.

Julia trug ein Leichenhemd. Auch dieses Gewand bestand aus dem billigsten Stoff, der aufzutreiben gewesen war. Man hatte das Hemd nur flüchtig zusammengenäht. Der Stoff würde sehr bald verwesen, vielleicht noch schneller als der Körper.

Julia bekam alles mit.

Wieder »schrie« sie. Es waren Schreie, die nur sie hörte, die in ihrem Kopf nahezu explodierten. Man hatte nicht einmal ihre Augen geschlossen. Weit standen sie offen und blickten durch das Fenster in den dämmrigen Tag.

Ein typischer Novembertag. Grau, düster, mit Nieselregen durchsetzt, der aus tiefhängenden Wolken fiel. Alles war feucht und klamm. Blätter torkelten traurig dem Erdboden entgegen. Manche Bäume waren schon kahl, andere besaßen noch ihr buntes Laub. An diesen Tagen wurde es nie richtig hell. Da kam die Dunkelheit, ohne daß von ihr groß Kenntnis genommen wurde.

»Verdammt!« Boones Kollege fluchte, weil ihm ein Holzsplitter in den Finger gefahren war. Er hatte am Handgelenk eine kleine Wunde hinterlassen. Der Mann leckte das Blut ab.

»Was hast du denn?«

»Ich habe mich gestochen. Widerlich, diese Särge, dieses billige Zeug, verdammt.«

»Du wirst auch keinen besseren bekommen, wenn du den Löffel mal abgibst«, sagte Boone.

»Mir geben sie gar keinen.«

»Was dann?«

Boones Kollege grinste. »Ich kriege nur zwei Griffe angeschraubt…«

»Mehr hast du auch nicht verdient.«

»Halt die Klappe, Boone. Nimm lieber den Deckel und drück ihn drauf. Ich will hier nicht versauern.«

Boone wollte sich schon bücken, als dumpfe Schläge durch den kleinen Raum hallten. Von außen her hatte jemand an die Tür geschlagen.

Die beiden Männer schauten sich an. »Was ist das?« fragte Quiller, der dabei an seiner kleinen Wunde lutschte. Er war groß und hager.

»Weiß ich nicht. Der Pfarrer?«

»Nee!« Quiller schüttelte den Kopf. »Der hat hier nichts zu suchen. Er will später kommen.«

Wieder hämmerte jemand gegen die Tür. Dreimal wurde geschlagen. Danach klang eine Frauenstimme auf, die kaum von der eines Mannes zu unterscheiden war. »Macht auf, ihr beiden Kerle! Los, öffnet schon, ihr versoffenen Leichenfledderer!«

Quiller verzog das Gesicht, als hätte man ihm Zitronensaft in den Hals gekippt. »Weißt du, wer das ist?«

»Klar. Die Frau des Totengräbers. Die alte Wilma Davies.«

»Was kann die wollen?«

»Keine Ahnung!«

»Soll ich öffnen?«

Boone nickte. »Ja, geh hin.«

Quiller schlich auf die schmale Tür zu. Sie war auch nicht sehr hoch. Ein normal gewachsener Mensch mußte schon den Kopf einziehen, wenn er die Kammer betrat.

»Was willst du denn, Wilma?«

»Öffne, du Idiot!«

»Da kann ja jede kommen.«

»Ich will sie noch mal sehen. Hoffentlich habt ihr den Sarg noch nicht geschlossen.«

»Nein!«

»Dann laß mich endlich rein!«

Quiller warf Boone einen fragenden Blick zu. Erst als sein Kumpan nickte, öffnete er.

Für Wilma Davies ging es nicht schnell genug. Sie öffnete so kraftvoll, daß Quiller von ihr getroffen wurde. Er taumelte, wobei er sich lautstark darüber beschwerte.

»He, du alte Vettel, hast du es so eilig?«
»Halt die Klappe, du Hirnloser.«
Quiller lachte. »Mit dir möchte ich auch nicht verheiratet sein. Dein Mann hat nicht nur einen saumäßigen Beruf, sondern auch eine alte Schlampe zur Frau.«
Wilma fluchte nur. Sie nahm von Quiller und Boone keine Kenntnis. Mit trippelnden Schritten näherte sie sich dem Sarg.
Die Jüngste war sie nicht mehr. Hinzu kam die dunkle Kleidung, die sie noch trug. Der Rock reichte bis auf die Knöchel. Beim Oberteil wußte man nicht zu sagen, ob es sich dabei um ein Hemd oder um einen Pullover handelte. Das Kopftuch machte ihr Gesicht noch schmaler, als es eigentlich schon war. Ihre Haut sah verlebt aus, auch wenn sie jetzt durch das Laufen in der frischen, kühlen Luft leicht gerötet war. Der Mund wirkte verkniffen. Die kleinen Augen blickten lauernd und oft genug auch böse. Im Ort ging das Gerücht um, daß Wilma Davies eine der letzten Hexen war und ihren Mann Pernell nur deshalb geheiratet hatte, um nahe bei den Toten zu sein.
Neben dem Sarg blieb sie stehen.
»Und jetzt?« fragte Boone.
Wilma Davies gab keine Antwort. Ihr Blick war starr auf die Tote gerichtet. Dabei zuckten die Lippen. Es hatte den Anschein, als wollte sie mit dem Mädchen sprechen, sie ließ es bleiben, grinste nur scharf und rieb ihre Hände.
»Könnt ihr mich für einen Moment mit ihr allein lassen?« fragte sie zischelnd.
»Das geht nicht«, sagte Boone schnell.
Wilma zuckte hoch. »Weshalb nicht?«
»Weil es verboten ist. Wir sind für Julia Ashley verantwortlich. Wir haben dafür zu sorgen, daß sie in den Sarg gelegt wird.«
»Das habt ihr getan?«
»Ja, wir werden ihn noch schließen.«
Wilma lachte leise, bevor sie ihre rechte Hand in die Tasche des langen Rocks schob. Als Faust zog sie sie wieder hervor, öffnete sie, drehte die Hand so weit nach rechts, damit der Lichtschein auf die Fläche fallen konnte.
Schmutz hatte sich in die Haut gegraben, doch nicht so stark, als daß er das Funkeln hätte überdecken können.
Funkeln, wie Gold…
Quiller staunte. »Was ist das?«
Die Frau lächelte krächzend. »Gold, du Idiot. Das ist ein Goldstück, verstehst du?«
»Ja, das sehe ich.« Er rieb sein knochiges Kinn, warf Boone einen fragenden Blick zu und schüttelte den Kopf.
»Gehört es dir?« fragte Boone. Er trat auf die Frau zu.

»Klar doch.« Sie schloß die Hand wieder zur Faust. »Nicht mehr lange, meine ich. Ihr könnt das Goldstück haben«, flüsterte sie und schaute die beiden dabei an. »Es gehört euch, versteht ihr? Ich will es gar nicht mehr.«

»Du hast es gestohlen, wie?« fragte Boone.

»Nein. Ist das nicht egal?«

Boone hob die Schultern. »Ich glaube nicht, daß es echt ist.«

»Probier es aus!«

Boone zögerte noch. Als Wilma Davies einige Male nickte, überwand er sich und schaute es prüfend an.

Auch Quiller kam näher. »Was ist?« fragte er. »Will sie uns reinlegen, oder ist es echt?«

»Das ist echt, glaube ich.«

»Natürlich. Denkt ihr, ich will euch reinlegen?«

»Das würde dir auch schlecht bekommen«, gab Quiller drohend zur Antwort.

Die Frau des Totengräbers winkte nur ab. Dann kam sie wieder zur Sache. »Was ist jetzt? Wollt ihr das Goldstück nun haben, oder nicht? Los, sagt was!«

»Nimm es schon!« zischelte Quiller. Er war gierig, das war auch seinen Augen anzusehen.

»Nichts ohne Preis«, sagte Boone. »Was müssen wir dafür tun?«

Wilma hob die Schultern. »Eigentlich nichts. Fast gar nichts. Ihr braucht mich nur mit Julia allein zu lassen.«

»Mit der Toten?« staunte Quiller.

»Siehst du noch eine andere Person?«

»Was hast du vor?«

Wilma ging auf Boone zu. »Ich möchte von ihr Abschied nehmen, verstehst du?« Sie streckte den linken Zeigefinger aus und tippte gegen die Brust des Mannes. »Mehr nicht. Nur von ihr richtig Abschied nehmen. Schließlich habe ich sie gekannt.«

Boone hustete. »Das ist mehr als komisch.«

»Meine Sache.«

»Sag doch ja, verdammt!« Quiller war aufgeregt. »Soviel haben wir noch nie bekommen.«

»Und ich werde niemandem etwas davon sagen«, erklärte Wilma Davies.

Boone hielt das Goldstück. Seine andere Handfläche wischte er an der Hose ab. Ihm war unwohl zumute. Eine innere Stimme warnte ihn. Er überlegte, suchte nach dem Trick, der dahintersteckte, nur fand er keinen. »Wie… wie nimmt man denn Abschied?«

»Das ist meine Sache.«

»Zieh das doch nicht in die Länge.« Quiller trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. »Das ist die Gelegenheit. Von dem Geld saufen

wir uns einen Monat lang die Hucke voll.«

Boones Mißtrauen blieb zwar, dennoch nickte er und zeigte sich somit einverstanden.

Wilma atmete auf. »Du hast einen guten Entschluß gefaßt, Boone. Einen sehr guten sogar.«

»Das werden wir noch sehen.«

»Ganz bestimmt sogar.« Sie deutete auf die Tür. »Nicht länger als fünf bis zehn Minuten. Ihr könnt warten, bis ich rauskomme. Das ist ein Königslohn.«

»Oder ein Judaslohn«, murmelte Boone, als er schon zur schmalen Tür zuschritt. Er war auch als erster draußen, blieb unter den Ästen einer blattlosen Buche stehen und schüttelte einige Male den Kopf.

»Was hast du denn?«

»Quiller, ich sage dir was. Wir hätten sie nicht allein lassen sollen. Die Alte hat etwas vor. Sie ist eine Hexe.«

»Und ich bin der Teufel!« geiferte Quiller, bevor er laut auflachte und damit einige Vögel erschreckte, die flatternd in den dunstigen Himmel stoben…

***

Wilma Davies hatte erreicht, was sie wollte. Sie war mit der »Toten« allein. Einer Person, von der sie viel wußte, mehr als alle anderen.

Sie schlich auf den Sarg zu, blieb so dicht daneben stehen, daß ihre Fußspitzen das Holz fast berührten. Dann nickte sie. »Da liegst du nun, verdammte Hure!« keuchte sie. »Jung warst du, sehr jung – und schön. Viel schöner, als ich es gewesen bin. Aber ich habe gewonnen, Julia Ashley, und du hast verloren. Als Tote liegst du hier im Sarg. Alle denken, daß du tot bist, aber ich weiß es besser. Wir beide wissen es besser.« Sie kicherte. »Hast du schon die Qualen gespürt? Hast du jedes Wort mitbekommen, das gesprochen wurde? Hast du gefühlt, wie man dich hochhob und in die Totenkiste legte, du elendes Miststück? Mein Mann hat sogar geweint, als er von deinem Tod hörte. Dieser Idiot hat geweint. Um dich, um eine kleine Hure. Du hast ihn umgarnt, diesen Trottel. Nun ja, das wird es nicht mehr geben, denn ich habe mich gerächt. Ich, Wilma Davies, die Hexe. Ja, in gewissem Sinne bin ich eine Hexe. Ich kenne die Kräuter, die man braucht, um einen Trank brauen zu können. Ich kenne alles, ich habe es an dir ausprobiert.«

Sie hatte gesprochen, ohne Luft zu holen. Jetzt trat sie zurück und strich über ihr Gesicht. Sie mußte sich die Kehle freiräuspern. Es machte ihr Spaß, mit der Scheintoten allein zu sein, und sie kniete sich jetzt an der rechten Seite des Sargs nieder.

»Wie schön du noch bist, du kleine Hure, wie schön! Hast die Kerle verrückt gemacht, aber meine Rache war stärker. Man wird dich

lebendig in die kalte Erde einlassen. Du wirst im Sarg liegen und langsam ersticken. Zuerst aber kommt die Angst. Gleichzeitig mit ihr auch der Hunger und der Durst. Du wirst in deiner Verzweiflung anfangen, dein Leichenhemd anzuknabbern. Das kennt man von anderen Scheintoten, deren Särge später geöffnet wurden. Aber zu spät…«

Sie schnellte fast hoch und kicherte über den Sarg hinweg. Dann ballte sie die Hände zu Fäusten, blieb stehen und suchte das Gesicht der Julia Ashley ab, ohne darin ein Zeichen von Leben zu finden. Es war tatsächlich so starr wie das einer Toten.

»Und weißt du was? Ich werde an deiner Beerdigung teilnehmen. Morgen wollen sie dich begraben. Sogar neben der Kirche, wie es sich gehört. Alle werden kommen und trauern, nur ich werde mich freuen wie ein kleines Kind. Und jetzt, du kleines Biest, ziehen wir einen Schlußstrich unter dein Leben.«

Nach diesen Worten bückte Wilma Davies sich und hob den dünnen Sargdeckel hoch.

Triumphierend hielt sie ihn mit beiden Händen fest. Sie räusperte sich die Kehle frei, damit ihr Lachen klar und deutlich über die Lippen drang. Danach beugte sie sich vor und ließ den Sargdeckel auf dem Unterteil nieder.

Ein leises Schaben entstand, als sie ihn so zurechtrückte, daß er auch fugendicht schloß.

Das gelang ihr.

Sie stellte sich aufrecht hin. Ihr Nicken zeigte Zufriedenheit an.

»Niemand wird dich sehen, du kleines Biest«, sagte sie mit haßerfüllter Stimme. »Du wirst niemanden mehr verführen. Dafür aber langsam, sehr langsam sterben. Ja, stirb wohl, Julia…«

Es war ihre Abschiedsrede gewesen. Nach diesen Worten drehte sich Wilma Davies um und ging auf die Tür zu. Sie wollten die Leichenkammer endgültig verlassen.

Boone und Quiller hatten das Knarren der Tür gehört. Sie drehten sich um und sahen Wilma über die Schwelle treten.

»Alles in Ordnung?« fragte Boone.

Die Frau nickte. »Ja, alles. Ich habe euch sogar eine Arbeit abgenommen und den Sargdeckel geschlossen.«

»Tatsächlich?«

»Natürlich.«

»Hast du sonst noch etwas getan?«

Wilma schüttelte den Kopf. »Nur Abschied genommen«, flüsterte sie. »Nur Abschied.« Sie starrte die beiden noch einmal an, die inmitten der dünnen Dunstschwaden standen und aussahen wie Gespenster. »Es bleibt unter uns. Zu niemandem ein Wort, verstanden?«

»Du kannst dich auf uns verlassen«, versprach Quiller.

»Das will ich auch hoffen.«

Für Wilma Davies war die Sache erledigt und ausgestanden. Sie ging davon, ohne ihren beiden Helfern noch einen Blick zu gönnen.

Quiller und Boone fühlten sich trotz des Lohns unbehaglich. Sie gaben es nur nicht zu. Ihre Blicke sagten genug.

Boone ging noch einmal zurück. Der Sarg stand so auf dem Boden, wie sie ihn auch verlassen hatten. Nur etwas hatte sich verändert.

Jetzt befand sich der Deckel darauf.

»Mich würde trotzdem interessieren, was sie mit der Toten angestellt hat, als wir draußen warteten«, sagte Quiller.

Boone drehte sich um. »Lieber nicht. Das sind Dinge, die uns nichts angehen. Wenn morgen die Beerdigung ist, bin ich nicht dabei. Da fahren wir weg und tauschen das Gold gegen Geld.«

»Einverstanden!«

Boone hämmerte die Tür zu. Für ihn war die Sache erledigt…

***

Es war Nachmittag, der Himmel zeigte auch an diesem Tag sein düsteres Grau, und durch die fast stehende Luft drang das dünne Bimmeln der Totenglocke.

Sie rief die Menschen zum Friedhof.

Julia Ashley wurde zu Grabe getragen. Ein achtzehnjähriges Mädchen, das so plötzlich gestorben war. Eine Person, die im Ort nicht einmal mehr Verwandte hatte. Sie war irgendwann gekommen und bei den Davies’ geblieben. Ein Pflegekind, das von Wilma erzogen und auch ausgenutzt worden war. Ein Aschenputtel, das trotzdem zu einer Schönheit erblühte, worüber die Frau sich geärgert hatte.

Später war dieser Ärger in Haß umgeschlagen, das jedoch wußten nur wenige.

Pernell Davies, zum Beispiel, ein bärenstarker, schweigsamer Mann. Er hatte Julia verführt, es war nicht umgekehrt gewesen. Nur hatte Wilma davon Wind bekommen.

Pernell Davies, der Totengräber, ahnte zwar, daß seine Frau hinter dem Tod des Mädchens steckte, nur konnte er ihr überhaupt nichts beweisen, was ihn wiederum ärgerte. Eigenhändig hatte er das Grab für Julia geschaufelt, ein viereckiges Loch im Boden, nahe der Kirche, deren graue Mauern den Toten den nötigen Schutz gaben.

Um das Loch hatten sich die Trauergäste versammelt. Viele waren es nicht. Einige Leute aus dem Ort, die sich freigenommen hatten.

Der Pfarrer hatte seine Rede bereits gehalten. Er schaute Perneil Davies an, der direkt vor dem Grab stand und den Kopf gesenkt hielt.

»Willst du die erste Schaufel Erde werfen?« fragte der Geistliche den Totengräber.

Davies schaute hoch und über den Pfarrer hinweg. Er sah aus, als

wäre er mit seinen Gedanken ganz woanders. Sein Blick glitt gegen die mächtigen Bäume auf dem Friedhof. Zwischen dem Astwerk und den Stämmen hing traurig der Dunst.

Der November war nun mal der Totenmonat. Und das zeigte er den Menschen auch.

»Was ist nun, Perneil?«

Davies räusperte sich, bevor er sprechen konnte. »Ja, ich werde es machen.«

»Dann bitte.«

Der Totengräber brauchte nur einen halben Schritt nach rechts zu gehen, um den Lehmhaufen zu erreichen. Darin steckte das Spatenblatt; der Stiel schaute wie ein langer Finger hervor.

Als Perneil ihn umklammerte, zitterte seine Hand. Es überkam ihn wie eine Lawine. Er mußte plötzlich an das Mädchen denken. Er sah sich und Julia in der Schlafkammer, im Wald, auch in der alten Hütte bei den Feldern, und er hatte sich selten so glücklich gefühlt, ebenso wie sie. Die beiden waren eine verschworene Gemeinschaft gewesen.

»Na, traust du dich nicht, du Hengst?«

Davies schrak zusammen. Er hatte nicht gehört, daß seine Frau an seine Seite getreten war. Sie stand so dicht bei ihm, daß sie sich fast berührten.

»Was willst du?«

»Auch Erde hinabwerfen. Schließlich hat die Kleine jahrelang bei uns gelebt.«

»Ja, und du hast ihr die Hölle bereitet.«

»Dafür du den Himmel, nicht?«

Perneils Finger umklammerten den Schaufelstiel so hart, als wollte er ihn zerbrechen. Am liebsten hätte er seiner Frau das Blatt um die Ohren gehauen, er beherrschte sich. Es waren zu viele Zeugen da, deren Blicke sich auf das Ehepaar gerichtet hatten.

Die meisten im Ort wußten, daß sie sich nicht besonders verstanden. So etwas konnte einfach nicht geheimgehalten werden.

Im Dorf redete jeder über jeden.

Davies zog die Schaufel hervor. Er war ein schwerer Mann, ein etwas düster wirkender Typ, der stets gebeugt ging, als hätte er unter einer schweren Last zu tragen.

Seufzend atmete er ein. Die kleine Schaufel war mit der schweren, feuchten Erde bedeckt. Eine knappe Drehbewegung reichte. Die Erde rutschte vom Schaufelblatt und landete mit einem dumpfen Laut auf dem Sargdeckel, der unter dem plötzlichen Druck erzitterte.

Er brach nicht. Die Erde rutschte rechts und links zu Boden, und Wilma umfaßte den rechten Arm ihres Mannes. »Gib die Schaufel her, jetzt bin ich an der Reihe.«

Pernell gönnte seiner Angetrauten keinen Blick, als er sich umdrehte.

Sie hielt die Schaufel jetzt.
»Bitte«, sagte der Pfarrer. Wie alle anderen Trauergäste fror er auch in der Kühle.
»Natürlich.«
Die hexenhafte Frau stach das Schaufelblatt seitlich in den Lehmhaufen, zog es mit der Ladung wieder hervor und schleuderte die schwere Erde in das Grab, wo sie abermals polternd auf dem Deckel landete.
Auch sie rutschte ab. Sehr langsam, als hätte jemand an der Zeit manipuliert.
Plötzlich wurde Wilma Davies leichenblaß. Sie sah etwas, sie schaute gegen und in den Sarg.
Ja, er war durchlässig geworden. Es gab den Deckel noch, und unter ihm lag sie, die Scheintote.
Deutlich erkannte Wilma ihr blasses Gesicht, das seinen mädchenhaften Zug noch nicht verloren hatte. Sehr traurige Augen lagen in den Höhlen wie in zwei Betten, und mit diesen Augen geschah etwas Unheimliches.
Zuerst bewegten sie sich, als wollten sie blinzeln und Wilma eine geheime Botschaft übermitteln. Dabei verdunkelten sich die Pupillen, sie bekamen mehr Farbe, die sich immer weiter verteilte und sehr bald die gesamten Augen ausfüllte.
Dunkel und flüssig.
Es war wie Sirup, der immer mehr Nachschub bekam, so daß die Augenhöhlen es nicht fassen konnten.
Die Flüssigkeit quoll über.
Sie verteilte sich auf der Haut unter den Augen und rann über das bleiche Gesicht.
Sternförmig verteilten sich die schmalen Rinnsale. Erst jetzt, wo es den Kontrast zwischen den Farben gab, konnte Wilma Davies erkennen, um was es sich dabei handelte.
Es war Blut!
Ja, aus den Augen quoll Blut. Die Scheintote weinte blutige Tränen.
Ein Bild, das selbst eine brutale Person wie Wilma Davies nicht kaltließ. Sie hatte die Arme heben wollen, um den Lehm in die Tiefe zu schleudern, statt dessen löste sie die linke Hand vom Stiel des Spatens und wischte über ihre Augen.
Dieses furchtbare Bild des im Sarg liegenden Mädchens brannte sich in ihrem Gedächtnis ein.
Nur sie sah es.
»Bitte, Mrs. Davies, überwinden Sie sich und erweisen Sie Ihrem Pflegekind den letzten Gruß«, sprach der Pfarrer in die Stille hinein.
»Andere werden das auch noch tun.«
»Ja, ja…« Kurz und abgehackt stieß Wilma die beiden Worte hervor.

Übernervös und hastig verneigte sie sich, wobei sie kurz danach die Schaufel zur Seite schleuderte, sich umdrehte und fast davongerannt wäre. Im letzten Augenblick riß sie sich zusammen.

Zitternd blieb sie unter dem Geäst eines Baumes stehen. Wilma war hochrot im Gesicht. Ihr Herz hämmerte, im Kopf spürte sie einen starken Druck. In diesem Augenblick hatte sie den Eindruck, daß mit dem Tod des Mädchens nicht alles zu Ende war.

Julia war nicht mehr scheintot. Sie konnte die Nacht nicht überstanden haben. Sie war zu einer echten Leiche geworden und gleichzeitig zu einer Toten, die blutige Tränen weinte.

Mit der rechten Faust schlug sie gegen die Rinde am Stamm und hörte die Stimme ihres Mannes.

»Gewissensbisse, Wilma?« Der Klang war lauernd, irgendwie wissend. Sie vernahm noch das Knirschen unter seinen Sohlen, als er einen Schritt vorging.

Dann spürte sie seinen Atem, der warm über ihren Nacken glitt.

»Geh!« keuchte sie. »Hau endlich ab, du Lüstling!«

»Keine Vorwürfe, Wilma. Wer hier in der Schuld steht, müßte dir doch bekannt sein.«

»Verschwinde!«

»Was macht dein Gewissen, Frau? Weshalb hast du dich so seltsam benommen, als du in das Grab geschaut hast? Gab es dort etwas Besonderes zu sehen, Wilma?«

»Ja, einen Sarg. Und darin lag dein Liebchen. Aber jetzt ist es tot!« zischte sie. »Es ist tot, verstehst du? Tot und tot…«

»Nicht so laut, Wilma. Die anderen brauchen das doch nicht zu hören. Es wird sowieso geflüstert.«

»Na und?«

»Weißt du überhaupt, was die Leute sagen? Was sie sich erzählen?«

»Ich will es nicht wissen.«

»Das kann ich mir denken. Bis später dann, Wilma. Ich habe ein gutes Gewissen.« Leise lachend ging der Totengräber davon und ließ seine Frau allein zurück.

Ich habe auch ein gutes Gewissen hatte sie sagen wollen. Es war ihr nicht über die Lippen gekommen. Nein, die hatte kein gutes Gewissen. Sie hatte Angst. Eine bittere, hündische Angst. Über ihrem Kopf lag eine Wolke, ein drohender Schatten. Er hatte sich dort zusammengebraut und würde auf sie niederdrücken.

Erst nach einer Weile drehte sich die Frau um. Man kondolierte bei ihr nicht, dafür bei Pernell. Der wiederum stand neben dem Pfarrer.

Die beiden sprachen leise miteinander.

Manchmal schauten sie zu Wilma hinüber. Sie konnte diese Blicke einfach nicht länger ertragen, machte kehrt und lief über den schmalen feuchten Weg auf das Tor des kleinen Friedhofs zu, das

offenstand. Obwohl sie darüber hinwegsah, bekam sie den Eindruck, als würde sich etwas in ihr Blickfeld schieben.

Das Gesicht der Julia Ashley, aus dessen Augen blutige Tränen über die bleichen Wangen rannen.

Erst jenseits der Mauer atmete sie auf. Sie stand jetzt im Schatten der Kirche, deren Turm alles andere überragte. Er stach in den grauen Novemberhimmel. Saatkrähen umschwirrten ihn und krächzten dabei voller Freude.

Was Perneil tat, kümmerte sie nicht. Sie wollte nach Hause und vorerst niemanden sehen.

Die Davies' wohnten nahe des Friedhofs. Es war nur ein Katzensprung zur Arbeitsstelle, wie Pernell stets zu sagen pflegte. Das alte Haus war baufällig. Den kleinen Anbau hatte Pernell erst vor zwei Monaten errichtet. Dort bewahrte er sein Werkzeug auf.

Im Sommer, wenn die Büsche Blätter trugen und auch die Bäume nicht kahl waren, konnten sie den Friedhof nicht sehen. Im Herbst und im Winter aber fiel ihr Blick vom Fenster aus auf die Grabsteine und Kreuze, die den Friedhof zeichneten.

Es war ein schauriges Bild, das Wilma einfach nur als schrecklich empfand.

Früher hatte es ihr nichts ausgemacht. Nach dem Tod des jungen Mädchens sah alles ganz anders aus.

Sehr viel anders…

Sie schloß mit zitternden Händen die Tür auf und tauchte in den muffigen Flur.

Die Zimmer zweigten erst in der schmalen Diele ab, die sich an die Stufen einer Treppe anschloß.

Sie ging in den Wohnraum, wo der Ofen noch Wärme abstrahlte.

Durch das kleine Sichtfenster konnte sie die glühenden Kohlen sehen und hatte das Gefühl, als spiegelte sich das Gesicht des Mädchens darin wider.

»Nein, verdammt, du bist tot!« brüllte sie und drehte sich so heftig um, daß sie dabei einen Stuhl zu Boden schleuderte.

Sie ließ sich schwer in den alten Sessel mit der durchgesessenen Sitzfläche fallen. Dahinter stand immer eine Flasche mit Selbstgebranntem Kräuterschnaps. Wilma zeichnete sich dafür verantwortlich. Sie holte die Flasche hervor, entkorkte sie und rieb mit dem Handballen über den Rand der Öffnung. Den quietschenden Geräuschen lauschend, starrte sie dabei in die Düsternis des Raumes.

Wilma hockte im Sessel wie eine gemalte Figur. Furcht umkrallte ihr Herz. Die Angst war da, sie ließ sich nicht vertreiben, und sie drang immer höher.

Wilma trank.

Der scharfe Kräuterschnaps rann in ihre Kehle und tiefer dem Magen

entgegen, wo er kein Gefühl der Entspannung brachte, wie sie es gern gehabt hätte. Sie hatte das Gefühl, als würde er sich dort verdichten und langsam fest werden.

Einige Tropfen rannen noch über ihre Unterlippe und am Kinn entlang, weil sie die Flaschenöffnung zu hastig vom Mund weggerissen hatte. Sie hustete. Dabei traten ihr die Augen aus den Höhlen. Dagegen half ein zweiter Schluck.

In der Tat vertrug sie den besser, blieb auch weiterhin im Sessel hocken und streckte nur die Beine aus.

»Ich… habe trotzdem gewonnen!« keuchte sie. »Ich habe gewonnen, da kannst du machen, was du willst, du kleine Hure. Ich schwöre dir, daß ich gewonnen habe. Du bist tot, du wirst dich auflösen. Du wirst bald nur mehr Staub sein, aber ich, ich werde leben. Ja, ich werde leben.« Sie setzte die Flasche wieder an und trank den dritten Schluck.

Der wärmte besser durch, und er vertrieb auch den verdammten Kloß in ihrem Magen.

Sie rutschte mit den Füßen hin und her, knetete dabei ihre Finger, schluckte einige Male, winkte mit einer müden Bewegung ab und begann zu kichern.

»Tot«, sagt sie dabei. »Du bist tot, du kleine Hure. Du wirst es nicht mehr schaffen, das schwöre ich dir. Ja, das schwöre ich, darauf kannst du dich verlassen.«

Sie wischte über ihr Gesicht, auf dem sich Schweiß gebildet hatte.

Dann sprach sie mit schwerer Stimme über das Bild. »Eine Täuschung, es ist eine Täuschung gewesen. Ich habe dich nicht gesehen. Man kann nicht durch einen Sarg schauen. So etwas geht einfach nicht. Das ist unmöglich. Ich habe dich auch nicht gesehen, ich…«

Die nächsten Worte gingen unter in einem unverständlichen Brabbeln. Sie fühlte sich plötzlich so müde und abgeschlafft.

Die Flasche rutschte ihr aus den Fingern und kippte am Boden um. Gluckernd rann der Rest des scharfen Alkohols aus und versickerte im Teppich. Im Zimmer breitete sich ein widerlicher Gestank aus.

Davon merkte Wilma Davies nichts, denn sie war inzwischen eingeschlafen und schreckte erst hoch, als jemand sie anfaßte und durchschüttelte.

Perneil, ihr Mann, stand neben dem Sessel.

Wilma mußte sich erst zurechtfinden. Es dauerte eine Weile. Sie zwinkerte einige Male, lachte danach rauh und fragte mit kratziger Stimme: »Na, hast du von deinem Liebchen Abschied genommen?«

»Werde nicht zynisch!«

»Was heißt zynisch. Es ist doch die Wahrheit.«

»Und du bist betrunken.«

Sie schaute hoch und schüttelte den Kopf. »Nein, jetzt nicht mehr. Ich

habe auch von unserem Pflegekind Abschied genommen, aber auf meine Art und Weise, verstehst du?«

»Ja«, erwiderte der Totengräber fast stöhnend. »Das habe ich gesehen. Sogar überdeutlich. Du hast sie gehaßt, nicht wahr?«

»Sicher. Du hast sie geliebt.«

»Na und?« Er hob die Schultern.

Sein Gesicht war rot angelaufen. »Sie gab mir das, was du mir nie gegeben hast!« sagte er ihr ins Gesicht. »Genau das war es.«

»Aber sie ist tot!« kreischte Wilma. »Und ich lebe!«

Die Augen des Mannes nahmen einen harten Glanz an. »Man sollte dich wirklich hinterherschicken. Etwas anderes hast du nicht verdient. Nicht einmal vor dem Tod zeigst du Ehrfurcht. Jeder auf dem Friedhof hat es bemerkt. Dein Benehmen ist nicht verborgen geblieben, glaub mir das.«

»Es kümmert mich nicht.«

»Das weiß ich, denn du bist eine Person ohne Gewissen. Wo andere eine Seele oder ein Gewissen haben, da sitzt bei dir ein Stein.«

»Klar.« Sie lachte laut und breitete die Arme aus. »Ich bin auch eine Hexe.«

»Stimmt.«

»Soll ich dich mal verhexen?« Wilma stand auf, schwankte dabei leicht, und Pernell schlug ihre Hände zur Seite. »Verschwinde, geh weg von mir! Laß dich nicht mehr…«

Sie ging abwinkend an ihm vorbei. »Ach, hör auf, du lahmer Bock! Ich gehe jetzt nach oben und lege mich hin.« An der Tür drehte sie sich noch einmal um. »Hast du das Grab schon zugeschaufelt?«

»Das ist schließlich meine Pflicht.«

»Sonst hättest du dich doch neben dein Liebchen legen können.«

Sie sprach's und verschwand.

Pernell Davies wußte nicht, was er auf diese verächtliche Bemerkung erwidern sollte. Er kam darüber nicht hinweg. Seine eigene Frau erstickte an ihrem Haß.

Irgendwann würde er erfahren, wie Julia tatsächlich ums Leben gekommen war. Offiziell war sie an einem Herzschlag gestorben.

Zuviel Aufregung, zuviel Arbeit.

Daran glaubte Pernell Davies nicht.

Er war der festen Überzeugung, daß seine Frau nachgeholfen hatte.

Dann war es Mord, und der mußte gesühnt werden!

***

Wilma Davies hatte mittlerweile das Schlafzimmer erreicht. Es lag in der ersten Etage. Sie und ihr Mann teilten sich den relativ großen Raum, in dem es ziemlich kühl war. Wilma fröstelte.

Es war auch feucht. Flecken an der Decke und an den Tapeten

zeugten davon. Zudem fühlte sich das Laken des Oberbetts ebenfalls klamm an. In der Waschschüssel auf der Kommode schwamm noch das Wasser vom Morgen. Es sah grau aus. An den seitlichen Innenrändern der Schüssel hatte sich ein schmieriger Film gebildet.

Die Frau strich über ihre Augen, als sie sich auf die Bettkante setzte. Sie war müde, irgendwie auch benebelt, und sie bekam kaum mit, daß sie sich auszog und ihr Nachthemd überstreifte.

Sehr langsam fiel Wilma zurück. Sie versank mit dem Hinterkopf in dem weichen Kissen, das ihr vorkam wie eine Welle, die über ihrem Kopf zusammenschlagen wollte.

Es war noch nicht Abend, dennoch sehr dunkel im Raum. Durch das Fenster sickerte das graue Licht des Tages. Dunstschwaden zogen wie Tücher draußen vorbei.

Wilma konnte vom Bett aus direkt auf das Fenster schauen. Ihr kamen die Nebeltücher vor, als wollten sie ihr mit langen Dunstarmen Grüße zusenden aus einer anderen Welt.

Im Bett fühlte sie sich wohl. Die dicken Kissen gaben ihr einen gewissen Schutz. Auch wenn es kalt und feucht im Zimmer war, sie liebte das Bett über alles. Sie verkroch sich darin wie der Bär in seiner Höhle.

Ihr Mann kam nicht. Wie sie Pernell kannte, würde er auch nicht neben ihr schlafen. Der war bedient. Wilma hatte ihn eben zu hart und scharf angegriffen.

Er würde sich eben daran gewöhnen müssen, wieder mit ihr allein zu sein. Sein Liebchen konnte er vergessen.

Bei dem Gedanken an die Tote huschte ein Lächeln über ihre Lippen. Ah, wie hatte sie dieses junge Geschöpf gehaßt, das den Kerlen den Kopf verdrehte. Der Tod war nach Wilmas Ansicht eine nur allzu gerechte Strafe für Julia Ashley gewesen.

Wilmas Gedanken zerfaserten. Zudem tat der Alkohol seine Wirkung. Sie hatte auch den Eindruck, über den Wolken zu schweben. Das Oberbett spürte sie kaum noch. Sie schwebte davon, kam sich vor wie die langen Dunsttücher vor dem Fenster.

Den Kopf hatte sie etwas schräg gelegt. So konnte sie gegen die Scheibe schauen und beobachten.

Die Bahnen blieben. Aber sie hatten sich verändert. Jetzt trieben sie nicht mehr von einer Seite heran, sie stiegen auch aus der Tiefe und gerieten in rollende Bewegungen.

Zudem waren sie heller geworden, als würden Sonnenstrahlen in die Nebel scheinen.

Wilma verwirrte dieses Bild. Sie konnte sich darauf keinen Reim machen. Gleichzeitig spürte sie tief in ihrem Unterbewußtsein etwas hochsteigen, für das sie nur eine Erklärung hatte.

Furcht…

Angst vor dem Unabwendbaren, vor einem Schicksal, das sie treffen würde und das sich gleichzeitig draußen vor der Scheibe allmählich abzeichnete.

Es waren nicht nur die Schwaden, die sich dort abzeichneten. Etwas kam, etwas stieg hoch, dieses helle Schimmern brachte es mit sich.

Es waren Haare.

Sorgfältig gekämmt und hellblond, dabei in der Mitte gescheitelt.

Wilma glaubte, wahnsinnig zu werden. Hinter der Scheibe zeichnete sich übergroß ein Gesicht ab. Sie sah es nicht ganz, dazu war das Fenster zu klein, der Ausschnitt jedoch reichte ihr.

Es war ihr Gesicht.

Das Gesicht der Julia Ashley, einer Toten!

Und es schwebte vor der Scheibe, als würde es an langen Fäden hängen.

Noch ein Stück glitt es höher, so daß Wilma die Wangen erkennen konnte. Dabei blieb es nicht, auch die Augen schwebten vorbei.

Augen, die bluteten!

Wie schon einmal, als ihr der Blick durch den Sargdeckel gestattet worden war, sah sie auch jetzt die blutenden Augen der blonden Julia, der Toten.

Das Gesicht wanderte nicht mehr weiter. Dafür bewegten sich die Pupillen, sie schauten nicht nur genau in das Zimmer, auch direkt auf Wilma Davies.

Die Frau lag im Bett, ohne sich zu rühren. Sie konnte nichts mehr tun, etwas hemmte sie. Eine würgende Angst hielt unsichtbar ihre Kehle zu, während die Augen auch weiterhin Blutstropfen abgäben, so daß diese über die bleiche Wange liefen.

Rinnsale aus Blut, ein Zeichen des Todes, ein Beweis für ein fernes Grauen.

Der Blick blieb.

Er war schaurig und schrecklich zugleich. Er brannte sich durch die Scheibe an der im Bett liegenden Wilma Davies fest.

Sie fühlte, daß es aus war. Ein Wesen war aus dem Reich der Toten gekommen, um auf ihre Art und Weise Rache zu üben.

Was Wilma auch getan hatte, es war vergessen. Sie wollte schreien, ihren Mann rufen, es war nicht mehr möglich. Etwas lastete auf ihrem Körper und eine ungewöhnliche Kälte stieg in ihr hoch.

So kündigte sich der Tod an, das wußte Wilma. Es war ein alter Volksglaube, den auch sie vertrat.

Unten aus dem Haus hörte sie Schritte. Pernell, ihr Mann, ging auf und ab. Er hätte sie als einziger noch retten können, aber er hörte nicht ihr Ächzen und Würgen.

Minuten dauerte es an.

Wilma starb einen fürchterlichen Tod. Die Abrechnung der Gestalt

aus dem Jenseits machte auch vor ihr keinen Halt. Sie wurde immer steifer und rechnete auch damit, daß ihr Bewußtsein sehr bald verlöschen würde.

Das trat nicht ein.

Starr blieb sie liegen. Sie sah, wie das Gesicht verschwand. Zuvor hatte es sich noch einmal hochgeschoben, so daß sie den Mund hatte erkennen können.

Und auf den Lippen das Lächeln.

Sie empfand es als widerlich und gleichzeitig triumphierend, aber sie war nicht mehr in der Lage, etwas zu unternehmen. Ihre Augen besaßen den starren Blick einer Toten, und auch ihr Körper kühlte allmählich ab.

Erst zwei Stunden später öffnete sich die Tür. Pernell Davies blieb wie vom Donner gerührt stehen, als er die reglose, schattenhafte Gestalt seiner Frau in der Düsternis liegen sah.

Er stand zwar etwas vom Bett entfernt, trotzdem erkannte er mit zielsicherem Blick, daß seine Frau nicht mehr lebte. Da hatte Pernell als Totengräber Erfahrung genug.

Auf Zehenspitzen trat er an das Bett. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel.

Die Haut war grau geworden. Die Falten darin wirkten wie eingraviert.

Neben dem Bett blieb er stehen. Er prüfte sicherheitshalber nach, ob noch Leben im Körper seiner Frau steckte und legte zwei Fingerspitzen gegen die Stelle am Hals, wo sich die Schlagader unter der dünnen Haut abzeichnete.

Nein, das war nicht mehr zu spüren, seine Frau Wilma hatte das gleiche Schicksal ereilt wie Julia Ashley.

»Irgendwo«, sagte er, »scheint es noch eine Gerechtigkeit zu geben, Wilma.«

Nein, wollte sie schreien. Sie schrie es auch, aber niemand hörte sie. Es waren nur lautlose Gedanken, die sie formulieren konnte. Ihr Mann mußte einfach davon ausgehen, eine Tote vor sich liegen zu sehen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Pernell Davies wandte sich ab und verließ das Zimmer. Er konnte keine Tränen vergießen, die Augen brannten nicht einmal, nur seine Gesichtszüge waren hart wie Granit.

Er ging die Treppe hinunter. Andere Leute mußten Bescheid wissen. Sollten sich die Menschen doch die Köpfe über diesen plötzlichen Tod zerbrechen, ihm war alles egal.

Genau zwei Tage später begrub Perneil Davies seine Frau. Und noch immer wußte er nicht, daß er eine Scheintote begrub…

Dies alles geschah im Jahre 1956, in dem auch ein gewisser Kenneth Bright das Licht der Welt erblickte…

***

Wir waren schon einen Abend zuvor eingetroffen, hatten im Ort übernachtet und uns am anderen Morgen zum Frühstück verabredet.

Wir, das waren Glenda Perkins, Suko und ich.

Der Anlaß, der uns nach Rippon, einem kleinen Ort in Mittelengland geführt hatte, war ein trauriger. Wir mußten einen Kollegen beerdigen. Ken Bright hatte darauf bestanden, in seinem Heimatort begraben zu werden.

Rippon liegt im Industriegebiet zwischen Liverpool und Manchester. Man bezeichnete diese Gegend auch als das Armenhaus Englands. Ein Landstrich, in dem es einmal eine blühende Industrie gegeben hatte. Davon war nicht mehr viel zu spüren.

Die Fabriken standen leer, die Hallen moderten vor sich hin. Die Menschen vegetierten dahin. Und in dieser Verzweiflung gedieh das Verbrechen.

Besonders hart hatte es die Jugendlichen getroffen. Da war es fast schon verständlich, wenn jemand in dieser ausweglosen Lage nicht immer den Weg des Gesetzes einschritt.

Rippon lag praktisch am Ende des alten Industriegebietes, weit im Osten. Von leerstehenden Fabriken hatten wir nicht viel bemerkt, aber auch so war der Ort arm genug.

Diejenigen, die noch Arbeit besaßen, fuhren nach Manchester oder Bolton. Andere blieben zu Hause und warteten auf bessere Zeiten.

Wie auch die Besitzerin des kleinen Hotels, dessen Zimmer sich hinter grauen Mauern verbargen.

Zwar hatte es Duschen gegeben, bei mir jedenfalls funktionierte sie nicht. Ich wusch mich über dem Waschbecken, zog mich an und kam mir in der dunklen Kleidung selbst traurig vor.

Ich hasse diese schwarzen Anzüge, die man zur Beerdigung trägt.

Doch irgendwo muß man auch Kompromisse eingehen.

Vor der blinden Spiegelfläche band ich mir die Krawatte, ließ aber den oberen Knopf offen, um mich nicht zu strangulieren. Ein Blick aus dem Fenster sagte mir, daß wir das richtige Beerdigungswetter hatten.

Der November machte seinem Namen alle Ehre. Er hatte den Dunst geschickt, den dünnen Nebel, der auch tagsüber nicht wich und sich gegen Abend noch verdichtete. Dann hing er überall zwischen. Beim Einatmen bekam man den Eindruck, Gas zu trinken.

Ich nahm den Mantel mit, verließ das Zimmer, schloß es ab und ging den düsteren Gang entlang, wobei die Bohlen unter meinen Tritten knarrende Melodien »sangen«.

Auf der Treppe wehte mir der Geruch von gebratenem Speck entgegen. Wenigstens etwas Positives an diesem traurigen Tag. Die Wirtin hatte uns ein gutes Frühstück versprochen.

Im Frühstücksraum saß ein Gast und las in einer Zeitung. Es war

Suko, der hochschaute, als er mich hörte.

»Morgen, John.«

»Grüß dich, Alter.« Ich nahm an seinem Tisch Platz, auf dem auch noch ein drittes Gedeck für Glenda stand, die den Weg noch nicht nach unten gefunden hatte.

Sensible Menschen konnten auch innerhalb des Frühstücksraums Depressionen bekommen. Die Tische und Stühle zeigten eine dunkle Farbe. Es waren auch keine weißen Tischdecken vorhanden, die einen Kontrast gebildet hätten, nur Sets lagen an den Plätzen. Die Tapeten besaßen eine graugrüne Farbe und waren von schmalen Fenstern unterbrochen. Die Luft stand im Raum. Ich öffnete ein Fenster und ließ zunächst einmal die kühle Herbstluft in den Raum.

»Das tut gut«, sagte Suko, der am Tisch sitzengeblieben war.

Ich stand am Fenster, schaute nach draußen und sah dabei in eine traurige Landschaft.

Es gibt die sogenannten schönen Herbsttage, wo die Sonne den Nebel auflöste und ihn gleichzeitig wie scharfgeschnittene Streifen aussehen ließ. Zu diesem Bild paßte ein Herbstwald mit buntem Laub, einer dicken Schicht Humus auf dem Boden, blattlosen Sträuchern und ein blauer Himmel.

Das Bild, das mir geboten wurde, wäre nicht auf einem Kalenderblatt zur Geltung gekommen. Mein Blick fiel in eine trübe, graue Suppe, die sich so verteilt hatte, daß sie die Umrisse der meisten Gebäude einfach schluckte. Wir wohnten im Ortskern und kamen uns trotzdem vor wie auf einer Insel.

Ich drehte mich wieder um und schloß das Fenster. Die Schwingtür zur Küche schwappte auf, und die Wirtin betrat den Raum. Sie grüßte kurz, bevor sie in ihren Pantoffeln auf Sukos Tisch zuschlurfte, um den Teller mit Schinken und Speck abzustellen.

»Für Sie das gleiche, Mister?«

»Ja.«

»Und was ist mit der Lady?«

Ich hob die Schultern und schritt auf den Tisch zu. »Keine Ahnung. Vielleicht nimmt sie nur Kaffee.«

»Ja, ich bringe Ihnen eine Kanne.«

Sie schlurfte wieder weg. Die Frau trug einen bunten Kittel. Das schwarze Haar schien gefärbt zu sein. Es glänzte, war halblang geschnitten und reichte bis zu den Ohrläppchen.

Ich setzte mich Suko gegenüber.

»Kann ich schon anfangen?«

»Sicher.«

Suko schaufelte Ei und Schinken auf Löffel und Gabel. Er salzte noch etwas nach und nickte. »Ja, das schmeckt nicht schlecht. Ich bin angenehm überrascht. Eine gute Grundlage für einen so miesen Tag

wie den heutigen.«

»In drei Stunden ist die Beerdigung.«

»Und in vier ist alles vorbei. Dann liegt Ken Bright bereits in der Grube.«

»Du sagst es.«

Suko schluckte Ei und Schinken. Die Wirtin brachte den Kaffee zusammen mit einigen Toastscheiben. »Und dich stört einiges an der ganzen Sache, John.«

»Mir gefällt Kens Tod eben nicht.«

»Herzschlag.«

Ich lachte auf. »Das hat man festgestellt, das sagt man, aber wir kannten ihn doch. Er war fünf Jahre bei uns. Oft genug haben wir mittags mit ihm in der Kantine oder in der Pizzeria gesessen. Ken war ein kerngesunder Bursche. Den warf so leicht nichts um. Der Junge hatte Spaß an seinem Job. Ausgerechnet er soll an einem Herzschlag gestorben sein? Das bei regelmäßigen Körper-Inspektionen, die bei uns durchgeführt werden? Suko, ich will daran nicht glauben.«

»Glaubst du an Mord?«

»Ich weiß nicht.«

»Noch ist Zeit. Du könntest mit dem Arzt sprechen, der die Todesursache unterschrieben hat.«

»Würde es etwas bringen?«

»Weiß ich nicht.«

»Nein, wahrscheinlich hat der Mann das wirklich festgestellt. Aber dem kann man nachhelfen.«

»Denkst du an Mord?«

»Ich schließe es zumindest nicht aus, Suko. Man kann an alles denken, man kann spekulieren. Ken ist hier in seinem Heimatort gestorben, als er einen Besuch bei seinen Eltern machte. Über die genauen Umstände ist wohl niemand informiert.«

»Dann sollten wir mit den Eltern reden.«

»Und das nach der Beerdigung. Ist auch nicht gerade das Wahre, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Anders wirst du nichts herausfinden.«

Auch mein Frühstück wurde gebracht. Ich hatte mittlerweile schon eine Tasse Kaffee getrunken. Er schmeckte recht gut. Die Wirtin stellte mir den Teller vor die Nase und dreht sich um, weil Glenda Perkins den Raum betrat.

»Guten Morgen«, wünschte sie mit einer Stimme, die tonlos klang.

Wir drehten uns um. Glenda trug ein schwarzes, figurbetontes Kostüm und auch schwarze Strümpfe. Sie sah ein wenig blaß aus, vielleicht hatte sie schlecht geschlafen.

»Was möchten Sie zum Frühstück, Miß Perkins?« fragte die Wirtin.

»Nur Kaffee und Toast, bitte.«

»Steht schon auf dem Tisch. Guten Appetit.«

Die Frau ging, Glenda setzte sich und strich vergeblich den Rock tiefer. Er gehörte zu den modernen »Minis«, die gerade noch die Knie bedeckten. Zudem war er ziemlich eng geschnitten.

»Gut geschlafen?« fragte ich.

Glenda schenkte Kaffee ein und schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Wir auch nicht.«

»Das waren schlimme Stunden«, sagte Glenda. »Ich hatte das Gefühl, in einer Zelle zu liegen.« Sie hob die Tasse an und nahm die ersten Schlucke. Danach verzog sie den Mund. »Es war komisch, John. Dann funktionierte meine Dusche nicht.«

»Da können wir uns die Hand reichen«, sagten Suko und ich fast zur gleichen Zeit.

Glenda lächelte. »Wenigstens ist der Kaffee recht gut.«

»Und mein Essen auch«, gab ich zu.

»Guten Appetit.« Glenda griff zu einer Toastscheibe. Sie kratzte die Butter darauf. »Gibt es sonst noch irgendwelche Neuigkeiten?«

»Nichts mehr.«

»Wir sprachen gestern abend über Kens Tod. Seid ihr auch heute der Meinung, daß er mehr als außergewöhnlich ist?«

»John schließt einen Mord nicht aus!« sagte Suko schnell.

Ich hob einen Arm. »Moment, mein Freund, so darfst du das nicht sehen. Ich habe mich nur gewundert, daß Ken Bright einem Herzschlag erlegen ist, wo er kerngesund war.«

»Das kann doch passieren«, sagte Glenda. »Außerdem war sein letzter Fall, an dem er gearbeitet hat, wohl nicht so brisant, als daß er einen Mord gerechtfertigt hätte.«

»Ein Mord ist nie zu rechtfertigen.«

»Nun ja, du weißt schon, wie ich es meine, John.«

»Natürlich.« Ich aß weiter. Beim Kauen dachte ich nach. »Sollen wir vor der Beerdigung noch einmal mit dem Arzt sprechen, der Kens Tod festgestellt hat?«

»Das wäre nicht schlecht«, meinte Suko.

»Dann sollten wir uns beeilen«, sagte Glenda. »Wir wollten vorher noch zur Messe.«

»Klar.«

Suko war mit dem Frühstück fertig. Er wischte seine Lippen ab und stand auf. »Ich erkundige mich mal bei der Wirtin, wo wir den Doktor finden können.«

»Ja, tu das.«

Glenda schaute mich über den Rand der Tasse hinweg an, ohne sie an die Lippen zu setzen. »Du hast wieder dein komisches Gefühl, John, wie ich dich kenne.«

»So ist es.«

»Wer sollte Ken denn umgebracht haben?«
»Was weiß ich?«
»Komm, John Sinclair. Dein Mißtrauen ist mir einfach zu groß. Ken arbeitete an keinem brisanten Fall. Und erst recht an keinem, der in diese Gegend deutet. Er hat sich doch mit der Aufklärung von Betrügereien in Spielsalons befaßt?«
»Richtig.«
»Das war nicht die Mafia, nur kleine Gauner aus der Szene. Die killen nicht.«
»Damit rechne ich eigentlich auch.«
»Wo suchst du dann das Motiv?«
Ich lächelte Glenda zu, als sie trank und wartete mit der Antwort, bis sie die Tasse wieder abgesetzt hatte. »Was bleibt uns noch?«
»Rippon!«
»Richtig, hier in Rippon.«
Glenda legte die Stirn in Falten. Für mich ein Zeichen, daß sie nachdachte. »Du glaubst wirklich, daß man ihn hier erwischt und umgebracht hat?«
Ich breitete die Arme aus. »Glenda, ich habe nicht von Mord gesprochen. Auch nicht von umbringen. Bitte, du darfst das nicht miteinander verwechseln. Mir ist Kens Tod ebenso ein Rätsel wie dir und Suko. Ich möchte mit dem Arzt sprechen.«
Sie lächelte mokant. »Einem Dorfdoktor?«
»Kennst du hier einen besseren?«
»Bestimmt nicht.«
Suko kehrte zurück. Er setzte sich erst gar nicht. »Alles klar, Leute, ich weiß, wo der Doc wohnt. Er heißt Cisari.«
Wir standen auf. Im stehen leerte ich noch meine Tasse. Unsere Mäntel hatten wir mit nach unten gebracht. Sie hingen im Vorraum an den Haken. Ich hatte meinen Trench dabei. Suko half Glenda in den chicken dunklen Wollmantel. Sie warf sich noch einen grünen Schal über und schwang ihn zweimal um den Hals.
»Ich werde auch mit zur Beerdigung gehen.« Die Wirtin stand in der Tür zur Küche.
»Kannten Sie Ken Bright?« fragte Glenda.
»Recht gut sogar.«
»Was war er hier für ein Mensch?«
»Wieso?« staunte die Frau. »Sie haben doch mit ihm zusammengearbeitet und müßten es eigentlich besser wissen.«
»Das ist schon richtig!« lächelte Glenda. »Wir wundern uns nur darüber, daß er so plötzlich an Herzversagen gestorben ist. Eigentlich war er sehr gesund.«
»Das stimmt allerdings.«
»Wie kam er um?«

»Ich weiß es nicht. Man hat ihn draußen gefunden. Es waren Kinder, glaube ich. Das kann Ihnen Doktor Cisari aber besser erzählen.« Sie drehte sich abrupt um und verschwand in der Küche.

»Komisch«, sagte Glenda. »Was ist komisch.«

»Daß sie das Gespräch so plötzlich abgebrochen hat. Als wäre es ihr unangenehm.«

»Schließt du etwas daraus?«

»Als würde sie mehr wissen.«

Ich schaute sie nachdenklich an. »Deine Phantasie geht nicht zufällig mit dir durch?«

»Kann sein, aber ich habe gelernt, auf meine innere Stimme zu hören.« Sie tippte mich an. »Hast du mir nicht immer den Rat gegeben, John?«

»Ich glaube, schon.«

»Eben. Und diese innere Stimme hat mir mitgeteilt, daß hier etwas faul ist. Ich habe den Eindruck, als wollten die Menschen die Beerdigung so rasch wie möglich hinter sich bringen.«

»Wer will das nicht?« fragte Suko.

»Gehen wir!« schlug ich vor.

Wir drei besaßen ein ungutes, mulmiges Gefühl, obwohl wir nicht darüber sprachen. Vielleicht reagierten wir auch übersensibel, was die Antworten der Wirtin angingen.

Die Eingangstür war so schmal, daß sie keine zwei nebeneinander hergehende Menschen durchließ. Hintereinander betraten wir das Freie und gingen hinein in eine weißgraue Dunstwelt. Der Nebel lag nicht so dick, als daß er alles verschluckt hätte. Die Häuserfronten auf der gegenüberliegenden Seite wurden von uns noch wahrgenommen, aber der Dunst hing doch vor ihnen wie ein Vorhang, der sich kaum bewegte, weil auch kein Wind durch die Straßen fuhr.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Der Rauch vermischte sich mit dem Dunst.

Es war ruhig in Rippon. Die Wagen, die uns passierten, rollten langsam vorbei. Der Nebel schluckte ihre Fahrgeräusche. An tristen Fassaden schritten wir entlang. Häuser, die aussahen wie Höhlen.

Man merkte den Menschen die Armut an. Viele Bewohner waren arbeitslos geworden. Sie besaßen einfach nicht mehr die Mittel, um ihre Häuser und Wohnungen zu renovieren. Die Textilindustrie in dieser Gegend hatte einfach einen zu großen Einbruch hinnehmen müssen.

Unser Dienstwagen stand auf dem Hof der Pension. Wer innerhalb der Ortschaft unterwegs war, brauchte keinen Wagen. Er konnte die Wege auch zu Fuß zurücklegen.

Glenda ging rechts neben mir. Sie hatte den Kopf gesenkt und die Hände in den Manteltaschen vergraben. Auf ihrer modernen

Kurzhaarfrisur lag ein feuchter Glanz. Es war ziemlich kühl. Ihr Gesicht hatte Farbe bekommen.

»Weshalb schaust du mich an, John?«

»Du hast es bemerkt?«

»Sicher.«

»Ich versuche, deine Gedanken zu erraten.«

»Da gibt es nicht viel zu raten. Sie beschäftigen sich mit Ken Bright. Ich mochte ihn und kann es immer noch nicht begreifen, daß wir ihn nicht mehr treffen werden.« Glenda zog die Nase hoch.

»Herzschlag«, sagte sie leise. »Wie kann ein Mensch in so jungen Jahren an Herzschlag sterben? Und einen Herzfehler hatte er nicht. Das wäre bei den Yard-Untersuchungen längst festgestellt worden. Ken muß anders ums Leben gekommen sein. Da Selbstmord ausscheidet…«

»Wir werden diesen Doc fragen, bevor wir uns in wilden Spekulationen ergehen.«

»Die du eigentlich aufgebracht hast, John.«

»Leider. Das bereue ich jetzt. Ich habe euch mit verrückt gemacht.«

Ich trat die Zigarette aus und schob die Reste in einen Gully.

Suko ging vor uns her. Am Ende der Häuserzeile bog er nach rechts ab, wo sich eine schmale Gasse auftat, die vor einer Treppe endete. Wir stiegen auch über die mit Moos bedeckten Stufen und erreichten einen winzigen Platz.

Nur ein Haus stand hier. Es war nicht sehr groß. Efeu und andere Ranken umwucherten die Fassade. Das Schild mit dem Namen des Arztes war kaum noch zu erkennen.

Suko klingelte. Sehr rasch wurde die Tür geöffnet. Ein überraschtes Gesicht schaute uns an.

»Bitte…?«

»Scotland Yard«, sagte Suko, stellte uns und sich vor, zeigte seine Legitimation und fragte, ob wir eintreten könnten.

»Ja, hm… ist es dringend? Ich muß zu einer Beerdigung.«

»Da müssen wir auch hin«, sagte ich. »Sie sind Dr. Cisari?«

»Natürlich.«

»Mit Ihnen wollten wir reden.«

»Kommen Sie rein.«

Dr. Cisari trug seine schwarze Hose, ein weißes Hemd und eine schwarze Weste darüber. Die Krawatte hatte er sich noch nicht gebunden. Er war kleiner als wir. Seine italienische Herkunft konnte er nicht verleugnen. Auf dem Kopf wuchs das dünne Haar in schwarzen Strähnen. Es war zur Seite gekämmt worden und berührte die Ohren. Sein Gesicht war rund und faltenlos. Auf mich machte er keinen nervösen, eher einen erstaunten Eindruck. Dieser Mann schien kein schlechtes Gewissen zu haben. Er führte uns in ein kleines Wohnzimmer, in dem es nach kaltem Pfeifentabak roch.

Im Raum herrschte Unordnung, wie man sie oft bei Junggesellen erlebt.

»Suchen Sie sich einen Platz.«

»So lange wollten wir nicht bleiben«, sagte Suko. »Es geht uns eigentlich nur um Ken Bright.«

»Er war Ihr Kollege, nicht?«

Wir nickten.

Der Arzt lehnte an einem Sideboard. »Ken ist tot«, sagte er. »Es war ein Herzschlag.« Er breitete die Arme aus. »Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, sorry.«

»Haben Sie auch nach anderen Todesursachen geforscht?« fragte Glenda Perkins.

»Aber sicher, Lady. Das macht man automatisch. Ich kann Ihnen sagen, daß Ihr Kollege nicht auf gewaltsame Art und Weise ums Leben gekommen ist. Er starb durch Herzschlag.«

»Obwohl er so gesund war«, warf ich ein.

»In der Tat. Ich kannte ihn seit seiner Kindheit. Zwar habe ich Ken später nicht mehr untersucht, doch als Kind war er kerngesund. Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte. Wenn Sie eine zweite Obduktion beantragen wollen, ich habe nichts dagegen. Nichts wies auf einen Mord oder Selbstmord hin.«

»Weshalb war er hier?« fragte Suko.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ken kam des öfteren, um seine Eltern zu besuchen.«

»Meist über das Wochenende.«

»Das ist richtig.«

»Und jetzt hatte er sich eine Woche Urlaub genommen«, sagte Glenda. »Wir wissen nichts über die Gründe. Sind seine Eltern vielleicht krank, wollte er sie pflegen, sie besuchen?«

»Nein, die Herrschaften erfreuen sich bester Gesundheit. Für eine Pflege durch den Sohn gab es keinen Grund. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Wenn Sie noch den Totenschein sehen wollen, bitte sehr. Ich kann Ihnen…«

»Nein, Mr. Cisari, das erübrigt sich.« Ich bedankte mich bei dem Doktor. »Wir sehen uns dann auf der Beerdigung.«

»Natürlich. Sind Sie auch in der Kirche?«

»Selbstverständlich.«

»Eine Frage habe ich noch«, sagte Suko. »Hatte er noch weitere Verwandte außer seinen Eltern?«

»Ja, Herriet, seine Schwester. Sie ist aus Paris gekommen. Soviel ich weiß, arbeitet sie dort in einem großen Hotel.« Der Doktor stieß sich vom Sideboard ab. »Sie ist schon in Rippon eingetroffen und wohnt bei den Eltern.«

»Danke. Das war nun wirklich alles.«

»Bitte sehr.«

Der Arzt begleitete uns bis zur Tür. Wir verließen mit gesenkten Köpfen das Haus, blieben auf dem Platz stehen und schauten uns an. »Was sagt ihr?« fragte Glenda.

»Nicht viel«, murmelte ich.

»Das sieht alles sehr normal aus«, erklärte Suko.

»Zu normal?«

Mein Freund hob die Schultern.

»Wer kann das schon wissen, John…?«

***

Trotz des über dem Ort liegenden Nebels konnten wir die Kirche nicht verfehlen. Sie bildete das höchste Gebäude, allerdings verschwamm die obere Hälfte des Turms im weißgrauen Dunst.

Noch waren wir nicht in das Gotteshaus gegangen. Auf dem Kirchplatz hielten wir uns auf, etwas abseits der Einheimischen stehend, die unter sich bleiben wollten, in Gruppen zusammenstanden und sich flüsternd unterhielten.

Es gab keinen, der sich nicht bedrückt fühlte. Die Blicke der Menschen zeigten eine gewisse Leere und auch das Nichtbegreifen über den Tod des jungen Mannes.

Ich kannte zwar Kens Eltern nicht, glaubte jedoch, daß sie und ihre Tochter noch nicht eingetroffen waren. Verständlich, daß sie vor dem Gottesdienst keinen Kontakt wollten. Zudem war noch eine Viertelstunde Zeit.

Von der Kirche bis zum Friedhof war es nicht einmal eine Steinwurfweite entfernt. Beides grenzte aneinander und war nur durch eine Steinmauer getrennt, die wiederum von einem eisernen Eingangstor unterbrochen wurde.

Stimmung und Wetter paßten zusammen. Der dünne Nebel hielt die Umgebung mit seinem grauen Trauerflor bedeckt. Es gab keinen Gegenstand, den er nicht umwaberte.

Ich hatte auf dem Weg zum Kirchplatz einen Blick über die Mauer auf den Friedhof geworfen. Die Grabsteine standen dort in Reihen und waren wohlgeordnet. Manchmal entdeckte ich auch die Arme eines Steinkreuzes. Da Rippon nicht so viele Einwohner besaß, war der Friedhof auch entsprechend klein und zudem kaum mit trennenden Hecken oder Buschwerk bewachsen. Die helleren Wege zwischen den Gräbern wirkten wie mit dem Lineal gezogen. Am Ende des Gottesackers stand eine Trauerweide, deren Zweige fast bis zum Boden reichten. Da sie vom Nebel umwabert wurde, bekam sie einen gespenstischen Touch.

Die tuschelnden und flüsternden Gespräche verstummten. Das mußte seinen Grund haben. Automatisch schauten auch wir zum Eingang des

Kirchplatzes, wo sich das große, offenstehende Tor befand.

Die Familie Bright kam zu Fuß.

In der Mitte ging Mrs. Bright, rechts von der Tochter gestützt, links von ihrem Mann, einer hochgewachsenen Person, dessen Gesicht Ähnlichkeit mit dem seines Sohnes aufwies. Es war starr, in ihm regte sich nichts. Das Gesicht der Mutter war nicht zu erkennen, weil es ein Schleier verdeckte. Dahinter schimmerte ein grauweißer Fleck.

Harriet Bright hielt den Kopf ebenfalls gesenkt. Die Haare wurden von einem Tuch verdeckt. Einige blonde Strähnen fielen ihr in die blasse Stirn.

Die Brights sprachen mit keinem, als sie auf die Kirchentür zugingen. Gleichzeitig erschien auch der Pfarrer. Es wirkte wie abgesprochen. Der Geistliche öffnete die Tür, begrüßte die Familie per Handschlag und führte sie in das Gotteshaus.

Dumpf begannen die Glocken mit ihrem Geläut. Es hörte sich unheimlich an, wie ihre Klänge durch den Nebel schwangen und sich über dem Ort verteilten.

Es war auch das Zeichen für die Trauergäste, sich in Bewegung zu setzen. Sie schritten schweigend auf den Eingang zu. Nur ihre knirschenden Tritte waren zu hören. Zögernd betraten sie die Kirche, als hätten sie Furcht vor dem Kommenden.

»Sollen wir?« fragte Glenda.

»Als letzte«, sagte ich.

Suko nickte. Wir wollten nicht auffallen. Man hatte uns schon mit aufmerksamen Blicken bedacht, aber nicht angesprochen. Als die letzten Trauergäste die Kirche betreten hatten, setzten auch wir uns in Bewegung. Ich bekam die Tür zu fassen, bevor sie ins Schloß fiel, ließ Glenda und Suko den Vortritt und hörte noch die schnellen Schritte eines Nachzüglers hinter mir.

Es war Dr. Cisari, der sich verspätet hatte. »Ich mußte noch zu einem Patienten«, erklärte er im Vorbeigehen hastig. »Tut mir leid.«

»Bitte, Doc.«

Die Kirche war nicht sehr groß. Dennoch hatten alle Trauergäste einen Sitzplatz bekommen.

Wir setzten uns nicht, blieben im Hintergrund stehen und schauten den Mittelgang entlang, der am Altar endete, wo auch der dunkle, geschlossene Sarg stand, in dem der tote Kollege lag.

Blumen und Kränze umgaben ihn. Zwei Kerzen brannten an seiner Kopfseite. Ihr Licht gab einen geheimnisvollen Schimmel in der ansonsten düsteren Kirche ab.

Niemand sprach. Manchmal nur klang ein leichtes Hüsteln auf, dann putzte jemand seine Nase, wir hörten auch hin und wieder ein leises Weinen. Ich schaute Glenda an, die zwischen uns stand. Sie hielt ein Taschentuch fest, mit dem sie ab und zu gegen die Augen tupfte.

Auch mir war der Tod des jungen Kollegen unter die Haut gefahren. In meiner Kehle saß ein dicker Kloß, den ich immer wieder hinunterschlucken mußte, der aber trotzdem wieder hochstieg.

Suko erging es ähnlich. Auch er hatte Mühe, sich zu beherrschen.

In der Kirche war es kalt. Da wir uns nicht bewegten, kroch die Kühle allmählich in unsere Füße und auch die Beine hoch. Der Pfarrer ließ sich Zeit.

Allmählich schwang auch der dumpfe Klang der Glocke aus. Stille legte sich von außen über das Gotteshaus.

Der helle Ton einer Schelle durchwehte das Kirchenschiff. Der Pfarrer und ein Meßdiener erschienen. Ken Bright war katholisch gewesen, er wurde auch entsprechend beerdigt.

Die Trauergäste erhoben sich.

Da wir standen und allmählich steife Beine bekamen, schlug ich vor, uns in die letzte Bank zu setzen.

Glenda und Suko waren einverstanden.

Zeit tropfte dahin. Sie kam mir zäh vor. Der Pfarrer sprach die Gebete, die Trauergäste antworteten ihm. Dann erfüllte Orgelklang die Kirche. Eine traurige Melodie schwang gegen unsere Ohren.

Ich schaute zur Decke hoch, die blaugrau aussah und von Säulen getragen wurde.

Neben mir weinte Glenda. Sie hielt den Kopf gesenkt und lehnte sich gegen mich.

Auch ich schluckte wieder hart. Mein Blick veränderte sich. Ich schaute auf die rechte Seite, wo mehrere Fenster die Wand durchbrachen. Sie waren lang und hoch. Die Scheiben bestanden aus normalem Glas und nicht aus bunten Scheiben.

Dahinter bewegte sich der Nebel.

Ich konnte die Schwaden erkennen, die träge an der Hauswand vorbeizogen. Sie paßten zu dieser Trauerstimmung, denn sie erinnerten mich an nie abreißende Leichentücher.

Der Pfarrer stand schräg hinter dem Sarg, wo er auch mit seiner Abschiedsrede für den Toten begann. Die Stimme des Mannes klang leise, sehr traurig, obwohl er von der Hoffnung redete und dem ewigen Frieden, den die Seele des Verstorbenen gefunden hatte.

Ich hörte zu und schaute mich gleichzeitig um. Glenda starrte auf ihre Hände, deren Finger das Taschentuch zerdrückten. Suko blickte starr geradeaus, während ich mich wieder auf die trägen Nebelschwaden konzentrierte, die außen vorbeizogen.

Waren das noch Schwaden?

Im ersten Moment glaubte ich, meine Nerven würden mir einen Streich spielen. Was dort draußen vorbeistrich, das sah zwar aus wie ein dünnes Nebeltuch, aber es hatte trotz allem Konturen bekommen, die auch der Wind nicht vertreiben konnte.

Formen, die auf ein Gesicht hindeuteten, das von langen, hellen Haaren umflort wurde.

Ein Frauengesicht…

Ich zwinkerte, sah noch einmal hin, weil ich noch immer an eine Täuschung glaubte, aber das Gesicht blieb. Es kam sogar näher, wehte förmlich heran, und ich sah jetzt die Wangen, die so bleich und blaß wirkten. Darüber auch zwei Augen. Aus ihnen rann eine dunkle Flüssigkeit.

Tränen – wie Blut!

Tatsächlich, die Augen weinten blutige Tränen!

***

Keiner außer mir hatte das Gesicht gesehen. Der Pfarrer redete weiter, die Trauergäste schauten ihn an oder blickten auf ihre Knie und Hände. Selbst Glenda und Suko hatten nichts entdeckt, nur ich.

Das Gesicht besaß nicht die normale Größe. Es nahm fast das gesamte Fenster ein. Aus den Augen rannen die Blutfäden, die sich auf den Wangen verteilten. Dennoch konnte ich den Blick dieser Augen erfassen. Sie besaßen etwas ungemein Trauriges.

Blicke ohne Hoffnung, ohne Freude, förmlich darum bettelnd, erlöst zu werden.

Was mir in diesen Sekunden durch den Kopf ging, darüber konnte ich nichts sagen. Ich wußte aber, daß vor der Kirche etwas geschah, für das es eine rationale Erklärung nicht gab.

Da passierte etwas Unheimliches, etwas, das aus einer anderen Welt stammte.

Ich sagte Glenda nichts davon. Auch Suko ließ ich im Unklaren und schob mich nur sehr behutsam nach rechts, wo ich die Bankreihe auch verlassen konnte.

Erst als ich schon stand, drehten Glenda und Suko den Kopf. In ihren Augen las ich die Fragen, die sie quälten, doch sie bekamen keine Erklärung.

Auf möglichst leisen Sohlen lief ich zum Ausgang und ärgerte mich, daß die Tür knarrte, als ich sie nach innen zog. Der Nebel wehte durch den Spalt und umhüllte auch mich, als ich ins Freie und in die Leere des Kirchplatzes trat.

Ich mußte nach links gehen. Nur drei Schritte weit, dann hatte ich die Ecke erreicht.

Dort blieb ich stehen, obwohl ich einen innerlichen Drang spürte, mich zu beeilen.

Vorsichtig peilte ich um die Ecke.

Das Gesicht war noch da.

Es stand schräg in der Luft. Ich konnte es im Halbprofil anschauen. Auf der einen Wange sah ich auch die dunklen Rinnsale aus Blut. War

es tatsächlich ein normales Gesicht, oder bestand es nur aus dem es umgebenden Nebelschleiern.

Ich hatte viel Unheimliches und auch den direkten, kalten Horror erlebt, dieser Anblick aber jagte mir einen Schauer über den Rücken, obwohl eigentlich nichts geschah.

Nur das Gesicht stand dort und schaute durch das Fenster in die Kirche, als wollte es ebenfalls dabei sein.

Ich hielt den Atem an, schluckte das Kratzen im Hals herunter und bewegte mich auf möglichst leisen Schritten vor, was nicht so einfach war, denn dicht neben der Mauer war ein schmaler Streifen mit feinen, hellen Steinen bestreut.

Das Gesicht blieb noch. Es war in den Nebel hineingetaucht und bildete mit ihm eine Symbiose.

Noch ein weiterer Schritt…

Ich wollte mich unter das Gesicht stellen. Vielleicht konnte es ich

…Es bewegte sich.

Eine hastige Drehung. Völlig lautlos, dennoch erschreckte sie mich. Ich blieb stehen, schaute hoch und sah das Gesicht direkt über mir schweben und auf mich herabschauen.

Nichts mehr von Trauer las ich in den blutigen Augen. Auch die Haut war nicht glatt. Das Gesicht hatte sich innerhalb der letzten Sekunden verzerrt.

Die blonden, wallenden Haare umgaben nur mehr eine Fratze, in der die blassen, breiten Lippen haßerfüllt verzogen waren, als wollten sie mir zeigen, was sie von mir hielten.

Diese Erscheinung gehörte meiner Ansicht nach ins Reich der Toten oder war aus dem Jenseits gekommen. Möglicherweise konnte ich sie mit meinem Kreuz bannen.

Es waren nur wenige Schritte, die ich brauchte, um das Gesicht zu erreichen. Auch das Kreuz konnte ich auf dieser Strecke hervorholen, zu einem Einsatz kam es nicht.

Das Fauchen bildete ich mir wahrscheinlich ein. Aber den Nebelwirbel, der das Gesicht erfaßte, nicht. Das Gesicht sah aus, als würde es vor meinen Augen auseinandergerissen. Die Nebelstreifen spalteten es wie ein Messer. In verschiedenen Richtungen jagten die Schleier davon, sammelten sich an der Frontseite der Kirche wieder, um noch einmal das Gesicht entstehen zu lassen, dann aber verschwand es endgültig.

Ich war in der Zwischenzeit nicht faul geblieben und hatte mich an die Verfolgung gemacht. Als ich die andere Ecke der Kirche erreichte, war nichts mehr von dieser Erscheinung zu sehen. Möglicherweise noch ein Rest, der aber schwebte bleich und geisterhaft über den Gräbern des kleinen Friedhofs.

Dann war auch er verschwunden.

Ich blieb stehen und atmete tief die feuchte Luft ein. Ob auf meiner Stirn Nässe oder Schweiß lag, war nicht genau festzustellen. Jedenfalls hatte mich dieser Vorgang mitgenommen und mich gleichzeitig in meinem Verdacht bestätigt, daß möglicherweise bei Ken Brights Tod nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war.

Hatte er etwas mit dieser Gestalt zu tun gehabt? Stand sie in einem unmittelbaren Zusammenhang mit seinem Ableben? Hatte sich unser Kollege möglicherweise so sehr erschreckt, daß ihn der Herztod erreichte?

Auch ich erschreckte mich, als Suko mich ansprach. Ich hatte ihn nicht kommen hören.

»John, was war los?«

Ich schaute ihn nachdenklich und auch irgendwie starr an, als ich mich gedreht hatte. »Was los war?« murmelte ich und lächelte knapp. »Ich habe einen Geist gesehen. Ein Gesicht, das blutige Tränen weinte.«

»Wo?«

»Hinter einem Kirchenfenster, als ich in der Bank saß.« Ich deutete auf die von Nebelschlieren umwehte Mauer. »Genau dort konnte ich es sehen. Es war unwahrscheinlich, nicht zu fassen.«

Suko hob die Schultern. »Wo ist es jetzt?«

»Zum Friedhof und verschwunden. Es ist dort mit dem Nebel integriert. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

»War es groß oder klein…?«

»Übergroß. Vielleicht die drei- oder vierfache Größe eines normalen Gesichts. Es nahm die gesamte Breite des Fensters ein. Ein Spuk, dessen Erscheinen ich nicht begreife.«

»Ausgerechnet bei Kens Beerdigung.«

»Eben, Suko.«

»Du siehst Zusammenhänge?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Nein, ich sehe noch keine, gehe aber davon aus, daß es welche geben könnte. Möglicherweise ist es beim Tod unseres Kollegen nicht mit rechten Dingen zugegangen.«

Suko starrte mich an. »Schwarze Magie?«

»Alles ist möglich.«

»Davon hätte uns Ken bestimmt in Kenntnis gesetzt, John.«

»Wer weiß denn, ob er noch dazu gekommen ist. Vielleicht ist er nach Rippon gefahren, um gewissen Spuren nachzugehen und uns anschließend Bescheid zu geben. Jeder Kollege hat doch seinen eigenen Ehrgeiz, das weißt du so gut wie ich.«

»Nur war er für Ken tödlich.«

»Leider.«

»Wie geht es weiter?«

»Wir nehmen an der Beerdigung teil, so wie wir es besprochen

haben. Jetzt erst recht, würde ich sagen, weil ich das Gefühl habe, als würden uns noch einige Überraschungen bevorstehen.«

»Böse wahrscheinlich.«

»Keine Ahnung. Ich jedenfalls werde nicht eher Rippon verlassen, bis ich den Spuk geklärt habe.«

»Und du bist sicher, dich nicht getäuscht zu haben?«

»Hundertprozentig.«

Suko nickte. »Wir werden sehen, wie es weitergeht, John. Willst du hier draußen warten oder…«

»Nein, nein, ich gehe mit dir in die Kirche. So wenig Aufsehen wie möglich.«

Als wir wenig später die Tür aufzogen, spielte die Orgel. Das Geräusch ging in den Klängen unter.

Glenda Perkins schaute uns aus großen, verweint wirkenden Augen entgegen, als wir uns wieder in die Bank schoben. Sie mußte lauter sprechen, um verstanden zu werden. »Wo seid ihr gewesen?«

»Vor der Kirche.«

»Weshalb?«

»Erzählte ich dir später, Glenda. Nur soviel: Unsere Theorie erhärtet sich allmählich. Ich glaube, daß bei Kens Tod andere Dinge eine Rolle gespielt haben.«

»Doch Gewalt?«

»Nicht direkt, aber immerhin auch nicht normal.« Ich winkte ab.

»Warten wir noch etwas.«

Auch das Spiel der Orgel verstummte. Glenda nahm ihre Handtasche und drehte den Trageriemen um die Finger. Die Trauergäste standen jetzt und schauten zu, wie der Pfarrer den Sarg segnete. Anschließend trat er zur Seite, um vier Männern Platz zu schaffen, die sich aus der dritten Bankreihe lösten. Es waren die Sargträger und gleichzeitig Einwohner aus Rippon, die Ken Brights Sarg bis an das Grab herantrugen.

Sie nahmen den langen Weg durch die Kirche bis zum Ausgang, wo der Meßdiener die Tür geöffnet und festgestellt hatte.

Nebelwolken quollen in den Kirchenraum. Der Pfarrer ging an der Spitze. Er war schon älter, sein Gesicht erinnerte mich an eine Landschaft aus Ebenen und Furchen.

Hinter dem Sarg schritt die Familie Bright. Danach folgten die Freunde und Bekannten. Es wurde eine lange Reihe. Erst ganz zum Schluß schlossen wir uns an.

Als wir nach draußen traten, waren Suko und ich die einzigen, die sich auch umschauten. Ich rechnete damit, daß sich das Gesicht des Mädchens zeigen würde, aber es hielt sich versteckt. Der Nebel deckte eben vieles zu.

Wir gingen mit sehr langsamen, gemächlichen Schritten. Niemand

redete, als wir die Kirche zur Hälfte umrundeten und auf das schmale Tor zugingen, das uns zum Friedhof führte.

Eine Welt der Stille, des Schweigens, nur unterbrochen von den knirschenden Tritten der Trauergäste und hin und wieder einem verhaltenen Schluchzen.

Die Wege auf dem Friedhof waren sehr schmal. Deshalb drängten sich die Menschen zusammen. Suko machte den Abschluß, er ging hinter Glenda und mir. Zunächst durchquerten wir den alten Teil mit seinen verwitterten Grabsteinen, auf denen die Schrift längst verblaßt war. Von Allerheiligen standen auf manchen Gräbern noch die roten Gläser, ohne daß in ihnen Kerzen brannten.

Der neuere Teil des Friedhofs begann praktisch dort, wo die große Trauerweide stand und ein halbrundes Dach bildete. Rechts davon blieben die Sargträger stehen.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, um über die Köpfe der Trauergäste hinwegschauen zu können. Ich sah auch das ausgehobene Grab. Jemand legte Kränze und Blumen auf den Lehmhaufen daneben, aus dem der Stiel des Spatens stach.

Die Menschen verteilten sich. Sie bildeten einen großen Halbkreis um das Grab und schauten auf den dunklen Sarg, der auf Brettern stand. Die vier Träger hatten bereits Seile um das letzte Haus geschlungen. Sie warteten darauf, den Sarg in die Tiefe gleiten zu lassen.

Jeder hatte seinen Platz gefunden. Wiederum senkte sich Stille über den kleinen Friedhof im Schatten der Kirche.

Die Familie Bright stand vor dem offenen Grab. Glenda, Suko und ich konnten die Szenerie gut überblicken.

Der alte Pfarrer wartete noch einige Augenblicke, bevor er mit seiner letzten Rede auf den Toten begann.

Wieder sprach er von der Hoffnung, die noch die Trauer der Menschen über das Dahinscheiden des Sohnes und des Bruders sowie des Freundes überdecken sollte.

Glenda mußte, wie viele andere auch, hart schlucken. An mir prallten die Worte des Pfarrers irgendwie ab. Nicht, weil ich gefühllos gewesen wäre, nein, mir ging es um etwas anderes.

Ich dachte an das Gesicht und daran, daß es hier in der Nähe verschwunden war.

Immer wieder glitt mein Blick über den trostlos wirkenden Friedhof, ohne etwas erkennen zu können, bis ich mich auf die Trauerweide »eingeschossen« hatte und auch einigermaßen zwischen ihren dünnen Zweigen hindurchsehen konnte.

Unter der Weide stand eine Gestalt.

Ein Zuschauer, ein Gast, der wohl nicht gesehen werden wollte und stumm beobachtete.

Ich machte Suko aufmerksam.

»Ja, das steht jemand, John. Kennst du den?«
»Nein, er hat mit dem Gesicht nichts zu tun. Außerdem ist es ein Mann, keine Frau.«
»Willst du hin?«
»Ich weiß nicht. Irgendwie habe ich das Gefühl, als würde er von allein kommen.«
»Mal sehen.«
Der Pfarrer forderte zu einem letzten Gebet für den Toten auf. Wir falteten die Hände und murmelten die Worte des Mannes nach, während ich zur Trauerweide hinschielte und den dort Stehenden nicht aus den Augen ließ.
Das Gebet war beendet, und der Unbekannte hatte sich noch immer nicht vom Fleck gerührt.
War er völlig harmlos? Hatte ich mich getäuscht? Sah ich schon Gespenster?
Die vier Träger bereiteten sich darauf vor, den Sarg in die Tiefe zu lassen. Sie hatten sich schon gebückt und die Seile gepackt, als es die Gestalt unter der Trauerweide nicht länger aushielt.
Nur Suko und ich bekamen mit, wie sie sich in Bewegung setzte und die Zweige der Weide wie einen Vorhang zur Seite schob.
Leider störte der Nebel unsere Sicht. Trotzdem erkannten wir, daß es sich um einen alten Mann handelte.
Mit torkelnden Schritten und schwingenden Armbewegungen verschaffte er sich freie Bahn, lief auf das Grab zu, öffnete den Mund und schrie, so laut er konnte:
»Nein, nicht. Ihr dürft ihn nicht begraben. Ihr dürft es nicht tun!«
Dann stolperte er und brach zusammen.

***

Jeder hatte die Worte gehört, jeder hatte den alten Mann gesehen und jeder hatte auch dessen Zusammenbruch erlebt. Er war über ein Laufbrett gestolpert, lag auf der schmutzigen Unterlage nahe des Grabes, und niemand lief hin, um ihm auf die Beine zu helfen. Die Trauergäste waren einfach zu geschockt.
Anders Suko und ich. Wir sahen noch Glendas erstaunten Blick, hörten auch ihren fragenden Ruf, kümmerten uns nicht um sie, sondern drängten uns durch die Menge dem Ziel entgegen.
Der alte Mann lag noch immer am Boden. Er trug einen dunklen Mantel und klobige Schuhe. Schwerfällig versuchte er, sich aufzurichten, was ihm nicht gelang. Er knickte immer wieder ein. Suko und ich packten zu. Jetzt setzten sich auch die Sargträger in Bewegung, um zu helfen, ich aber stoppte sie.
»Lassen Sie mal, wir machen das!«
Der Mann stand zwischen uns. Sein Gesicht war schmutzig. Mit der

Wange war er beim Fall über die Holzplanke gerutscht. Mit offenem Mund holte er Atem, und auf seinem Gesicht breitete sich ein gequälter Ausdruck auf.

Wir wußten nicht, um wen es sich bei ihm handelte. Aus dem Hintergrund aber bekamen wir die Erklärung. Eine rauhe Männerstimme sagte: »Das ist Perneil Davies, der alte Totengräber…«

»Was will er denn hier?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Der ist doch nicht richtig im Kopf seit damals, wo das mit seiner Frau passierte.«

»Ja, meine ich auch.«

»Man soll ihn wegbringen.«

Die Kommentare gefielen mir nicht. Ich glaubte auch nicht daran, daß Perneil Davies nicht richtig im Kopf war. Ich wollte mich gern mit ihm unterhalten.

Er hatte sich wieder gefangen. Da er von Suko und mir gehalten wurde, konnte er nur den Kopf vorstrecken. Nickend wies er auf das offene Grab. »Ihr dürft ihn nicht begraben. Nein, das könnt ihr nicht machen. Er ist nicht tot…«

Der Pfarrer mischte sich ein. »Hör auf, Pernell. Rede keinen Unsinn. Du kannst die Trauerfeier nicht stören. Wie kommst du überhaupt dazu, so etwas zu sagen?«

»Ich weiß es, Pfarrer. Ich weiß, daß Ken Bright nicht tot ist. Das ist wie damals. Mit Julia Ashley hat alles begonnen. Über Rippon liegt ein Fluch. Ich habe es immer gesagt, und Julia ist zurückgekehrt. Ich habe heute ihr Gesicht gesehen. Sie… sie war da. Übergroß sah ich sie, und sie weinte blutige Tränen.«

Der alte Totengräber war von den Menschen verstanden worden.

Keiner ging auf seine Bemerkungen direkt ein ehester Bright löste sich vom Rand des Grabs, er kam auf uns zu, schaute zuerst den Totengräber an, danach uns. »Sie sind Kollegen meines Sohnes, nicht?«

»Ja.«

»Bitte, tun Sie mir einen Gefallen. Schaffen Sie ihn weg. Ich kann es nicht mehr hören, und meine Frau auch nicht.«

»Meinen Sie denn, daß er so Unrecht gehabt hat, Mr. Bright?«

»Das meine ich.«

Die Antwort kam schnell. Sie war sehr hart gesprochen worden.

Fast wie gegen die eigentliche Überzeugung.

»Der Meinung sind wir nicht, Mr. Bright. Das Gesicht existiert. Ich habe es gesehen.«

»Bitte nicht.«

»Was hatte Ihr Sohn damit zu tun?«

»Seien Sie ruhig. Ich will nichts davon hören.« Er drehte sich auf der

Stelle, um zu seiner Familie zurückzugehen.

»Gehen Sie mit ihm!« sagte auch der Pfarrer. »Der Tote soll seine Ruhe haben.«

»Er ist nicht tot!« keuchte Davies. »Nicht so, wie ihr es euch denkt. Er war scheintot, aber ihr habt ihn als Scheintoten und als Lebendigen in den Sarg gelegt. Hört ihr das? Ihr habt auf meine Warnungen nicht geachtet. Ihr seid dabei, einen Lebendigen, einen Lebenden zu begraben.« Seine Stimme war von Wort zu Wort lauter geworden. Jetzt hallte sie über den Friedhof und jagte so manchem Trauergast einen Schauer über den Rücken.

Ein weiterer Mann drängte sich vor. Es war Dr. Cisari. Er zeigte sich höchst erregt. »Glauben Sie diesem alten Mann etwa mehr als mir, Mr. Sinclair und Mr. Suko? Ich habe den Totenschein ausgestellt.« Er tippte sich selbst gegen die Brust. »Ich allein weiß, daß Ken Bright tot ist, verstanden? Wir haben keinen Scheintoten in den Sarg gelegt. Das ist eine ungeheuerliche Unterstellung, Mr. Sinclair. So etwas lasse ich mir nicht gefallen! Und Sie täten gut daran, wenn Sie auch über die Worte dieses senilen Schwätzers nachdenken würden.«

»Für einen Arzt haben Sie eine sehr diskriminierende Ausdrucksweise, Dr. Cisari!« konnte Suko sich nicht verkneifen zu sagen. »Mir scheint es fast, als hätten Sie etwas zu verbergen, weil Sie sich so erregen.«

»Glauben Sie doch, was Sie wollen, aber gehen Sie bitte! Sie und der Totengräber stören wirklich.«

Ich nickte in die Runde. Ja, wir würden gehen, aber wir würden zurückkehren und einige unangenehme Fragen stellen, das war sicher.

Wir zogen den Totengräber mit uns, der noch immer wollte, daß der Sarg geöffnet würde. »Sie müssen die Probe machen. Vielleicht lebt er noch.«

»Wie lange liegt er im Sarg?«

»Tage…«

»Dann ist er längst tot.«

»Nein!« kreischte der alte Mann. »Er ist nicht tot, auch wenn er tagelang in dieser verfluchten Kiste gelegen hat. Ich war früher Totengräber. Ich kenne mich aus, denn ich bin zwischendurch in die Leichenhalle gegangen und habe den Sarg immer wieder geöffnet. Versteht Ihr jetzt, Ihr Narren? Ich habe ihn am Leben erhalten!« brüllte er quer über den Friedhof hinweg…

***

Meine Güte, das war ein Schock und gleichzeitig ein verdammt harter Hammer!

Suko und ich warfen uns Blicke zu. Plötzlich war auch Glenda da, die alles gehört hatte. »John, wenn das so ist, dann müssen wir den Sarg

öffnen.«
»Natürlich müssen wir ihn öffnen!« stöhnte der alte Totengräber und weinte dabei.
Ich war froh, Glenda bei mir zu haben, denn unser Vorhaben würde nicht einfach werden. »Kannst du dich um Mr. Davies kümmern?« fragte ich sie.
»Ja, natürlich.«
Ich nickte Suko zu. »Komm, wir werden alles versuchen. Wenn der Mann recht hat…«
»Er hat es, John, er hat es.«
Wir gingen nebeneinander auf das Grab zu. Keiner hatte den Friedhof verlassen. Sie alle wußten, daß sich am Grab des Mannes ein Drama anbahnte.
Die vier Träger stellten sich uns in den Weg. Es waren aufrechte Männer aus dem Ort. Leute, die anpacken konnten und die von den Vorgängen überrascht worden waren.
Es tat uns leid, doch wir mußten sie als unsere Feinde ansehen. Ihren Haltungen und Gesichtern nach zu urteilen, würden sie es kaum zulassen, daß wir den Sarg öffneten.
»Bitte, gehen Sie aus dem Weg!« bat ich freundlich aber bestimmt.
»Es kann auf Sekunden ankommen.«
»Der alte Davies ist irre!«
»Das mag sein. Wir aber wollen uns davon persönlich überzeugen.«
»Die Ruhe des Toten ist heilig!« wurde uns entgegengehalten.
»Mit welch einem Recht wollen Sie den Sarg öffnen?« rief der Pfarrer.
»Wir sind Polizisten.«
»Aber nicht dienstlich hier. Ich kann nicht zulassen, daß Sie so etwas tun. Ich fordere Sie hiermit zum letztenmal auf, sich zu entfernen, sonst muß ich die vier Männer leider bitten, Gewalt anzuwenden, und das ist wohl nicht in Ihrem Sinn.«
»Herr Pfarrer«, versuchte ich es im guten. »Seien Sie bitte nicht so stur. Lassen Sie uns den Sarg öffnen.«
»Nein!«
»Doch, ich will es!«
Eine andere Person hatte sich eingemischt. Es war Harriet Bright, die Schwester des Toten. Sie schob die anderen zur Seite, die ihr im Weg standen. »Ich will, daß der Sarg meines Bruders hier und auf der Stelle geöffnet wird.«
»Danke sehr.«
Ihre verweinten Augen schienen in Flammen zu stehen. Es war ein wilder Blick, der uns aus grünblauen Augen traf. Die Frau sah aus wie ein blonder Racheengel. Ihr Kopftuch hatte sich gelöst. Die kurzgeschnittenen Haare bildeten einen Turm aus Wellen und Strähnen.

»Ich danke Ihnen, Miß Bright.«

»Das hat sie aber nicht zu sagen!« rief der Arzt, der auch in der Nähe stand. »Keiner kann es entscheiden.«

Die Worte hatten die Situation wieder angeheizt. Ich bekam den Eindruck, daß die Bewohner aus Rippon es überhaupt nicht wollten, daß der Sarg geöffnet und etwas ans Tageslicht gezerrt wurde. Begraben und vergessen, so lautete die Devise.

»Ich möchte, daß der Sarg zubleibt!« meldete sich Dr. Cisari mit allem Nachdruck.

»Ich ebenfalls!« stand ihm der Pfarrer bei.

Suko schaute sich um. Ich kannte den Blick. Wir waren keine Menschen, die Gewalt liebten, manchmal allerdings blieb einem nichts anderes übrig, als es mit gewissen Einschüchterungsmaßnahmen zu versuchen. Dennoch schüttelte ich den Kopf.

Suko nickte. Er hatte begriffen. Noch wollten wir es auf friedliche Art und Weise versuchen.

Ich wandte mich an den Pfarrer. »Hören Sie, wenn der Totengräber recht hat und Ken Bright tatsächlich scheintot ist, müssen wir den Sarg einfach öffnen. Oder wollen Sie mit dem Druck weiterleben, ein Menschenleben auf dem Gewissen zu haben?«

Der ältere Geistliche wurde still. Er horchte in sich hinein, schaute auf die vier Träger, die wieder eine drohende Haltung eingenommen hatten, und konnte sich nicht entscheiden.

»Auch wenn Sie aus London hergekommen und Polizist sind, so möchte ich Ihnen sagen, daß ich Ihr Vorhaben nicht billigen kann. Sie verlassen sich auf die Aussage eines über achtzigjährigen, meist geistig verwirrten Mannes. Er hat sich alles eingebildet. Wer öffnete schon in bestimmten Abständen einen Sarg, in dem ein Toter liegt? Doch nur ein Mensch, der, mit Verlaub gesagt, nicht mehr richtig im Kopf ist.«

»Oder einer, der Bescheid weiß!« konterte ich. »Tut mir leid, Herr Pfarrer, ich glaube dem Totengräber.«

Da ich hart blieb, sah sich der Geistliche überfordert. Er hob die Schultern und trat zur Seite. »Meinetwegen tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

»Aber das geht doch nicht!« rief Dr. Cisari.

»Haben Sie ein schlechtes Gewissen?« fragte Suko gegen. »Oder müßten Sie eines haben?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Dann sträuben Sie sich nicht.«

»Ich finde es nur unverantwortlich.« Suko lächelte. »Das sollten Sie doch lieber uns überlassen. Wenn ein Mensch auf so grausame Art und Weise stirbt, das heißt, in einem Sarg erstickt, sehe ich das als unverantwortlich an. Und nicht der Versuch, ihm zu helfen.«

Dr. Cisari schwieg, während ich bei Sukos Worten auf die vier Träger

zugegangen war, die ihre drohenden Haltungen verändert hatten und jetzt sogar zur Seite wichen, damit ich an den Sarg herankam.

Noch jemand stand mir zur Seite. Es war Harriet Bright, die sich von ihren Eltern abgewandt hatte. »Ich werde Ihnen helfen, Mr. Sinclair.«

»Danke.«

»Mein Bruder hat mir von Ihnen und Ihren Kollegen einiges erzählt. Er hat Sie bewundert.«

Ich winkte ab. »Er hat übertrieben.«

»Das glaube ich nicht, jetzt, wo ich gesehen habe, wie Sie sich durchsetzten.«

»Manchmal muß man eben hart sein«, sagte ich.

»Das war mein Bruder hier auch.«

»Wissen Sie eventuell mehr?«

»Kann sein, aber ich war nicht hier.« Sie warf einen Blick über die Schulter zu ihren Eltern. »Ihnen dürfen Sie keinen Vorwurf machen. Sie ersticken fast an ihrem Schmerz.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Mr. und Mrs. Bright hatten sich abgewandt. Sie wollten einfach nicht hinschauen, wenn wir den Sarg öffneten.

Anders die übrigen Trauergäste. Sie waren sogar dichter zusammengerückt, um nur nichts zu verpassen.

Dr. Cisari stand ganz vorn. Sein Gesicht erinnerte mich an eine Maske aus Stein. Nur die Augen lebten. Sie blickten mißtrauisch und böse. Suko hielt mir den Rücken frei, das heißt, er ließ die vier Träger keine Sekunde aus den Augen.

Es würde leicht sein, das Oberteil abzuheben. Der Sarg besaß nur einfache Schnappverschlüsse.

Harriet Bright schaute mich an. Wir standen uns gebückt gegenüber. Im Gesicht der jungen Frau arbeitete es. Sie konnte ihre Gefühle nicht unterdrücken, sie zeigte Spannung. Das war an ihrem Blick ebenso zu erkennen, wie am Zittern der Wangen. Sie bewegte den Mund, ohne daß eine Frage über ihre Lippen drang.

Ich nickte ihr zu und sprach sie an. »Sie brauchen mich nicht zu unterstützen, Miß Bright.«

»Ich will es aber. Ich will Bescheid wissen. In diesem Fall stimmt einiges nicht. Das hat auch mein Bruder herausgefunden. Er hat sich bestimmt nicht geirrt, nein, sicherlich nicht.«

»Wußte er etwas?«

»Er war einer Sache auf der Spur, die schon lange zurückliegt. Genaues konnte er mir nicht sagen, deshalb ist er noch einmal hergefahren, um nachzuforschen.«

»Uns hat er auch nichts mitgeteilt«, sagte ich.

»Ich weiß. Er wollte sich nicht blamieren und auf Nummer Sicher gehen.«

Wir hatten flüsternd gesprochen. Auch der in der Nähe stehende Dr. Cisari hatte nichts hören können, obwohl er große Ohren bekommen hatte. Es war sehr still geworden. Niemand gab mehr einen Kommentar ab. In der Ferne hörten wir das Krächzen der Saatkrähen. Der Nebel war auch geblieben. Er trieb über die Köpfe der Trauergäste hinweg und hüllte den Friedhof in sein graues Tuch.

»Klar?« fragte ich Harriet.

»Ja, ich werde stark sein. Bringen wir es hinter uns, Mr. Sinclair.«

Sie machte sogar den Anfang und löste die Verschlüsse an ihrer Seite. Als sie zurückschnappten, war das laute Geräusch auch in der Umgebung zu hören. Jemand konnte ein Stöhnen nicht unterdrücken. Ich blickte aus meiner gebückten Haltung auf die Trauergäste.

Mr. Bright hielt seine Frau umklammert, als wollte er sie nicht mehr loslassen. Die Geste gab ihr Schutz und eine gewisse Sicherheit. Der Blick des Mannes war starr.

Ich sah auch Suko. Er hatte seine Haltung etwas verändert und stand so, daß er die vier Sargträger als auch mich sehen konnte.

Dr. Cisari hatte sich neben den Pfarrer gestellt, der aussah, als wollte er jeden Moment weglaufen.

Auch ich zog die Verschlüsse hoch. Noch lag der Deckel auf dem Unterteil.

»Das mache ich allein«, sagte ich, denn Harriet wurde immer blasser. Sie war mir dankbar und trat etwas zurück.

Unser junger Kollege lag in keinem sehr teuren Sarg. Der Deckel war nicht allzu schwer. Ich faßte ihn an den Längsseiten, holte noch einmal Atem und hob ihn mit einem Ruck in die Höhe.

Dann trat ich zur Seite, den Sargdeckel noch in der Hand. Ich legte ihn neben den Sarg auf den Boden, bevor ich mich wieder drehte und in die offene Totenkiste schaute.

Andere hatten vor mir hineinsehen können. Ich beobachtete zuerst Harriet. Sie hatte eine Hand auf den Mund gelegt. Dadurch wirkten die Augen noch größer. Auf der Stirn sah ich die Schweißperlen schimmern.

Ihre Mutter hatte den Kopf gegen die Schulter ihres Mannes gedrückt. Sie konnte nicht hinschauen, während ehester Bright unbeweglich dastand. In seinem Gesicht las ich keine Reaktion.

Der Pfarrer blickte zu Boden, Dr. Cisari schielte zur Seite, andere Trauergäste atmeten heftiger, ein geflüsterter Kommentar drang aus der Menge an meine Ohren.

»Aber er ist doch tot…«

War er das tatsächlich?

Ich wollte es genau wissen und trat ganz dicht an den Sarg heran.

Unser Kollege lag auf dem Rücken. Man hatte den Sarg ausgepolstert. Sogar ein kleines Kissen schaute unter dem Kopf des Toten hervor.

Erinnerungen kamen in mir hoch. Ich dachte an die zahlreichen Mittagspausen, in denen wir mit Ken Bright zusammengesessen und gescherzt hatten.

Jetzt lag er vor mir.

Stumm, kalt – eben tot!

Dennoch, für eine mehrere Tage alte Leiche sah er noch ziemlich gut aus. Seine Hände lagen auf der Brust übereinander. Das helle Totenhemd war bis zum Hals hin geschlossen. Sein Gesicht besaß noch keine wächserne, gelbliche Farbe, wie es eigentlich hätte sein müssen, und mein Mißtrauen verstärkte sich.

Noch etwas fiel mir auf.

Der Mund des ehemaligen Kollegen war nicht geschlossen. Er stand halb offen, als wollte er noch einmal Atem holen. Aber die Starre war absolut, wie man es allerdings auch von Scheintoten her wußte. Kein Muskel bewegte sich.

Ich mußte einen Versuch wagen.

Wahrscheinlich hatte Dr. Cisari bei der Feststellung der Todesursache nicht den Versuch unternommen, in die Hacke des Toten zu schneiden. Dort befand sich ein Nerv, der sogar bei Scheintoten reagierte.

Ich aber wollte es wagen.

Harriet hatte sich wieder gefangen. Als sie nähertrat, flüsterten auch die ersten Trauergäste wieder miteinander. Ihre Kommentare verstand ich nicht, weil ich mich auf die Schwester unseres Kollegen konzentrierte.

»Ist er tot, Mr. Sinclair?«

»Das weiß ich eben nicht. Schauen Sie ihn sich an. Mich macht seine Gesichtsfarbe stutzig. Sie wirkt noch relativ gesund, wenn ich das einmal so sagen darf. Zudem steht sein Mund offen.«

»Was kann man denn tun?«

»Ich mache die Probe mit dem Messer. Ich werde in seinen Fuß schneiden und versuchen, einen Reflex zu bekommen.«

»Ja, versuchen Sie alles!«

Ich holte den Dolch hervor. Natürlich wurde dies gesehen. Ein Raunen drang durch die Menge der Trauergäste. Die meisten wußten ja nicht, was ich vorhatte. Diejenigen, denen es bekannt war, hielten sich zurück, sie drückten mir die Daumen.

Dr. Cisari hob einen Arm. Er wies auf mich, aber er sagte nichts, als er meinen Blick sah.

Ich stellte mich an das untere Ende des Sargs, umfaßte mit einer Hand den linken Fuß des Toten und hob ihn an. Bevor noch jemand Widerspruch einlegen konnte, führte ich das Messer an die Hacke und schnitt hinein.

Blut quoll aus der Wunde, benetzte die weiße Unterlage – und…

Der Tote zuckte.

Er reagierte, ein heftiger Stoß schien durch sein Innerstes zu gehen. Verdammt, der Totengräber hatte recht gehabt. Dieser Mann war nicht tot, er lebte!

Ich drückte das Bein wieder zurück.

Harriet hatte nicht zugeschaut. Als ich mich aufrichtete, trafen sich für einen Moment unsere Blicke, dann drehte sie sich um, weil sie den Trauergästen ihre Botschaft übermitteln wollte.

»Er ist nicht tot!« brüllte sie. »Mein Bruder lebt! Er ist nicht gestorben! Habt ihr das gehört? Er lebt! Der Totengräber hat recht gehabt! Ken Bright lebt, er ist scheintot…!« Nach dem letzten Wort senkte sie ihren Kopf, schüttelte ihn gleichzeitig und bekam so etwas wie einen Lachanfall. Es war eine Mischung aus Erleichterung und Hysterie, die sie so reagieren ließ. Mit unsicheren Schritten wankte sie auf ihre Eltern zu und umarmte beide zugleich.

Ich kam mir vor wie ein Fels in der Brandung. Den Dolch hatte ich wieder eingesteckt. Auf meinem Körper blieb die Gänsehaut liegen, als wäre sie angeklebt worden.

Suko hatte meinen Blick gesucht. Ich nickte ihm zu, er gab das Zeichen zurück.

Von den Trauergästen sprach keiner mehr. Nur Harriets leises Weinen war zu hören. Die Menschen aus Rippon zeigten sich geschockt. Einige wandten sich ab und starrten in die dünnen Nebelschleier.

Der Pfarrer faßte sich als erster. Er kam auf mich zu, während der Arzt stehenblieb und seinen Kopf fast zwischen die Schultern gezogen hatte.

»Können Sie mir eine Erklärung geben, Mister?« fragte mich der Geistliche mit zitternder Stimme. Seine Hände befanden sich in ständiger Bewegung. Sie schabten übereinander.

Ich hob die Schultern. »Eine Erklärung ist zu schwer, mein Lieber. Wirklich.«

»Aber…«

»Ich kann Ihnen nur sagen, daß der alte Totengräber mit seiner Vermutung recht behalten hat. Dieser junge Mann hier ist nicht gestorben. Er ist nur scheintot.«

»Und das haben Sie durch den Schnitt in den Fuß genau festgestellt?«

»So ist es.«

»Wie… wie … reagierte er?« Der Pfarrer schaute die Leiche an, als würde er sich vor ihr ekeln.

»Er zuckte.«

»Ach so, das habe ich nicht gesehen.«

»Und weshalb steht er nicht auf?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Ich habe nur meine

Vermutung.«

»Darf ich sie erfahren?«

Ich hob die Augenbrauen und krauste die Stirn. »Sie wird Ihnen nicht gefallen, ich werde meinen Verdacht trotzdem aussprechen. Meiner Ansicht nach steht Ken Bright, der Scheintote, zusätzlich noch unter einem magischen Bann.«

Der Pfarrer wich einen kleinen Schritt zurück. Er starrte mich an, als hätte ich die Pest. »Magie, sagen Sie, nicht wahr?«

»Richtig.«

Er wischte mit der Rechten durch die Luft. »Hokuspokus oder so ähnlich.«

»Nein, das ist kein Hokuspokus, sondern echt.«

Dr. Cisari hatte unseren Dialog mitbekommen. »Unsinn!« rief er.

»Es gibt keine Magie. Das ist ein Scharlatan, der so etwas sagt.«

»Halten Sie den Mund!« fuhr ich ihn an. »Sie haben es gerade nötig, einen Kommentar abzugeben. Sie waren es doch, der sich geirrt hat und nicht feststellen konnte, ob Ken Bright tot war oder nicht. Seien Sie dem alten Totengräber dankbar, daß er die Dinge aus einer anderen Perspektive sah und an Vorgänge glaubte, die Sie mit dem Begriff Hokuspokus ablehnen. Seien Sie ihm dankbar, daß Sie nicht indirekt zu einem Mörder geworden sind, Mr. Cisari.«

Meine Worte hatten ihn getroffen wie unsichtbare Peitschenschläge. Er duckte sich sogar und wandte sich ab. Auch der Geistliche wollte mit mir nichts zu tun haben.

»Nein, bleiben Sie bitte noch«, bat ich ihn.

»Und dann?« Er deutete auf den Toten. »Was soll noch geschehen? Was haben Sie vor?«

»Ich sprach von einem magischen Bann. Möglicherweise gelingt es mir, ihn zu lösen.«

»Wie denn, wenn es keinen gibt?«

»Das werden wir ja feststellen.« Mein Kreuz brauchte ich nicht erst über den Kopf zu streifen. Es befand sich griffbereit in meiner rechten Seitentasche.

Ich holte es hervor, ließ es noch in der halb geschlossenen Faust.

Ganz konnte ich sie nicht schließen, das Kreuz war zu groß.

»Was haben Sie da?« fragte der Pfarrer.

Ich öffnete die Faust.

Der Geistliche starrte auf das Silberkreuz. Er wollte einen bissigen Kommentar geben, das sah ich ihm an. Der Anblick des Kreuzes hielt ihn davon ab.

»Damit?« krächzte er nur.

»So ist es.«

Er bewegte die Hände. Manchmal schloß er sie zu Fäusten, dann öffnete er sie wieder. Ich sah, daß die Innenflächen schweißnaß

waren. »Ich besitze ebenfalls ein Kreuz…«

»Das glaube ich Ihnen gern.«

»Aber ich würde mich nie erdreisten, damit einen, wie Sie sagen, magischen Bann zu lösen.«

»Vielleicht wäre das bei Ihrem Kreuz auch nicht möglich, Herr Pfarrer. Bitte, geben Sie mir die Chance, Sie und alle anderen hier vom Gegenteil zu überzeugen.«

»Der Mann ist…«

»Scheintot, Herr Pfarrer und steht gleichermaßen unter einem schwarzmagischen Bann.«

Der Geistliche schüttelte den Kopf, bevor er sich umschaute. Es war niemand in der Nähe, der ihn unterstützt hätte, auch nicht Dr. Cisari.

»Kann ich jetzt in Ruhe…?«

»Ja, meinetwegen. Machen Sie Ihren Hokuspokus. Los, ich will mir nichts nachsagen lassen.«.

Ich bückte mich.

Allein diese Bewegung hatte ausgereicht, um wieder Stille einkehren zu lassen. Selbst das Atmen der Trauergäste war verstummt. Die Menschen hielten buchstäblich die Luft an.

Ich schaute in Kens Gesicht. Das Kreuz wollte ich auf seine Brust legen. Möglicherweise mußte ich es aktivieren, das alles würde sich noch zeigen.

Ich hielt die Silberkette fest, als ich das Kreuz dicht über der Brust des Toten fallen ließ.

Dann lag es.

Eine Sekunde verstrich, eine zweite ebenfalls.

Die Spannung verdichtete sich. Auch ich zitterte innerlich und hoffte, daß etwas geschah.

Auch in der dritten Sekunde reagierte der scheintote Ken Bright nicht. Hatte ich mich geirrt? Bekam der Pfarrer jetzt recht?

Da passierte es!

Zuerst das Zucken der Augenlider. Und dann, noch im gleichen Moment, öffnete Ken den Mund.

Es war eine Bewegung, die etwas Roboterhaftes an sich hatte, bis ich und wir alle den gellenden Schrei hörten, der wie ein Trompetenstoß in den Nebeldunst über dem Friedhof hineinjagte…

***

Der Scheintote schrie!

Es war herrlich, es war wunderbar, ich freute mich, und ich zog mein Kreuz zurück, das auf der Brust unseres Kollegen keinen Abdruck hinterlassen hatte.

Plötzlich stand auch Suko neben mir. Er hatte die vier Träger zur Seite gedrängt, die sich mit leichenblassen Gesichtern zurückzogen,

weil sie nicht wußten, was sie unternehmen sollten. Für sie war die Reaktion des »Toten« der kalte Horror gewesen. Ebenso für die anderen Trauergäste, deren ungeheure Spannung sich gelöst hatte.

Nur nicht in Erleichterung, sie bekamen die blanke Furcht und zogen sich so schnell zurück, wie es eben möglich war.

Nur Suko und ich blieben stehen.

Der Pfarrer traute sich auch nicht näher. Er ging zurück, hielt einen Arm vorgestreckt und die Hand gespreizt. Er wirkte wie ein Mann, der das Böse abwehren wollte. Fehlte nur noch, daß sich seine Haare hochgestellt hätten.

Der Schrei verstummte.

Das Gesicht unseres Kollegen hatte sich verändert. Seine Züge waren noch vor Minuten sehr glatt gewesen, auch wächsern, jetzt aber waren sie verzerrt, und er schnellte plötzlich mit einem Ruck in die Höhe, als könnte er es kaum erwarten, die Totenkiste zu verlassen.

Ken Bright saß im Sarg!

Das sahen auch seine Eltern und Harriet. Für Paula Bright, die Mutter, war es zuviel gewesen. Ich sah die typische Drehbewegung, als ihre Knie weich wurden. Sie kippte dem Boden entgegen und wurde glücklicherweise von ihrem Mann aufgefangen. Ohnmächtig blieb sie in seinen Armen liegen, hatte eine schräge Haltung eingenommen und nur noch mit den Hacken Bodenkontakt.

»Ist alles in Ordnung?« rief ich.

Mr. Bright nickte.

Für mich war sein Sohn wichtig. Ich drängte Harriet zur Seite, die mir helfen wollte. »Nicht jetzt, bitte.« Suko und ich erledigten das allein.

Wir packten Ken unter den Achseln an und hievten ihn aus dem Sarg. Ken war passiv wie eine Puppe.

Ich winkte Harriet heran. »Bitte, wir müssen ihn wegbringen. Geht das zu Ihnen nach Hause?«

»Natürlich.« Ihre Stimme zitterte. Sie schaute in das Gesicht des Bruders, das auch weiterhin durch die Verzerrung wie das eines Fremden wirkte.

»Am besten tragen wir ihn«, schlug Suko vor. »Nur wird das zu zweit schwierig sein.«

»Willst du es übernehmen?«

»Okay.«

Suko hob unseren Kollegen an. Er trug ihn wie ein kleines Kind.

Ich warf noch einen letzten Blick auf den Pfarrer. Er tat und sagte nichts mehr.

Ich nahm mir vor, später noch einmal mit ihm zu reden. Suko ging vor, Harriet hielt sich an seiner Seite.

Die Menschen machten schweigend und scheu Platz. Es gab keinen

unter den Trauergästen, auf dessen Gesicht nicht die Furcht zu lesen war. Auch in den Augen stand die Furcht. Sie waren weit aufgerissen, das Nichtbegreifen hatte sich in ihnen eingenistet.

Es war niemand da, der uns ansprach. Ich aber suchte nach zwei bestimmten Personen.

Glenda und den alten Totengräber entdeckte ich am Rand des Friedhofs, nahe der Mauer.

Ich winkte ihnen zu. Sie hatten auch mich schon gesehen und setzten sich in Bewegung. Glenda mußte den alten Mann stützen, der gebeugt daherschritt. Ich wartete auf die beiden und ließ Suko mit Harriet und Ken vorgehen. Unsere Sekretärin war blaß geworden.

»Er hat wirklich recht gehabt. Dieser alte Mann hat sich nicht geirrt, John.«

»So sieht es aus.«

»Furchtbar«, flüsterte sie.

Ich schaute auf Perneil Davies. Er starrte zu Boden. Schwer ging sein Atem. Dieser Mann hatte mir sicherlich einiges zu erklären, aber nicht jetzt, das wollte ich ihn alles später fragen.

»Wollt ihr zu den Brights?«

»Sicher.«

»Soll ich mit…«

»Nein, frag ihn.«

Der Totengräber nickte. Er hatte mich sehr gut verstanden. »Ich wohne hier in der Nähe. Es ist das Haus gegenüber. Man hat es mir zur Verfügung gestellt, als ich noch arbeitete, und man hat mich auch nicht hinausgeworfen.«

»Dann gehe ich mit Ihnen hin.«

»Ja, in Ordnung. Wir kommen später nach.«

Bevor ich mich abwenden konnte, hielt mich Glenda noch fest.

»John, was denkst du?«

»Nicht viel, Mädchen. Ich weiß nur, daß der Fall erst begonnen hat, das steht fest.«

»Und das Gesicht?«

»Darüber wird uns Perneil Davies bestimmt mehr sagen können, nicht wahr?«

Der Totengräber schaute mich zwar an, tat aber so, als hätte er meine Frage nicht gehört. Jedenfalls blieb er stumm und ließ sich von Glenda weiterziehen.

Der Nebel war nicht so dicht, als daß ich Suko und die anderen aus den Augen verloren hätte. Ich sah noch ihre schattenhaften Gestalten, die von den feuchten Tüchern umwabert wurden.

Sehr schnell hatte ich sie eingeholt. Das Ehepaar Bright war zurückgeblieben.

»Noch nichts Neues«, sagte mein Freund, der unter der Last des

Mannes etwas schwerer atmete als gewöhnlich.
»Er wird einen Schock haben.«
»Kann man den lösen?« erkundigte sich Harriet.
»Wir wollen es hoffen!«
Von der breiteren Straße mußten wir abbiegen. An der Ecke warf Harriet noch einen Blick zurück.
Ich kannte ihre Sorge und beruhigte sie. »Keine Angst, Ihre Eltern kommen nach.«
Sie hob die Schultern. »Meiner Mutter geht es nicht gut. Es war einfach zuviel für sie gewesen.«
»Das kann ich mir vorstellen.«
Suko war vorgegangen. Geschäfte säumten zu beiden Seiten die schmalere Straße. Meist kleine Läden, deren Besitzer ums Überleben kämpfen mußten.
Vor einem Laden bat Harriet meinen Freund, anzuhalten. »Hier ist es«, sagte sie.
»Gehört Ihnen die Boutique?« fragte ich und deutete auf die Schaufensterauslagen.
Harriet lachte. »Eine Boutique kennt man hier nicht. Was meine Eltern verkaufen, ist derbe, zuverlässige Ware, kein modischer Schnickschnack. Sie kommen gerade über die Runden. Wenn ihnen das Haus nicht gehören würde, sähe es schlecht aus.« Während der Worte schloß sie die Tür neben dem Laden auf.
Wir betraten einen dunklen Flur. Harriet machte Licht und führte uns auf eine Treppe zu. »Unsere Wohnung liegt über dem Laden«, erklärte sie.
»Das Zimmer meines Bruders und mein Raum liegen noch eine Etage höher, unter dem Dach. Ich finde, wir sollten Ken ins Wohnzimmer bringen.«
Das taten wir auch. Der Wohnraum war ziemlich geräumig. Man hatte mit Hilfe eines Durchbruchs aus zwei Zimmern eines geschaffen. Die Garnitur, die über Eck lief, und die beiden wuchtigen Sessel fanden genügend Platz.
Suko setzte Ken in einen Sessel. Der blieb dort hocken, noch immer steif, mit verzerrtem Gesicht und erschreckt aufgerissenen Augen. Harriet warf ihm einen verzweifelten Blick zu. Dann ging sie, um eine Decke zu holen.
Ich sah auf einem Sims an der Wand das Bild unseres Kollegen. Es war eingerahmt und mit einem dunklen Trauerflor versehen. Der Anblick ging mir durch.
Erst als Harriet zurückgekehrt war und die Decke um ihren Bruder gelegt hatte, setzten wir uns. »Kann ich Ihnen etwas anbieten?« fragte sie leise.
Ich entschied mich für einen Whisky. Suko wollte nichts, Harriet

trank ebenfalls einen Schluck.

Sie goß Doppelte ein. Nach dem Schreck und der Aufregung tat der Schluck sehr gut.

Die junge Frau hatte sich in die Nähe ihres Bruders gesetzt. Sie streckte den Arm aus und legte eine Hand auf dessen Unterarm.

»Mein Gott«, flüsterte sie. »Er ist noch so kalt.«

»Das wird auch eine Weile anhalten«, sagte ich.

»Wieso?«

»Es ist zwar nur eine Theorie, die ich Ihnen jetzt nenne, doch ich gehe davon aus, daß wir ungefähr richtig liegen. Ich habe den Bann des Scheintotseins zwar lösen können, den anderen allerdings nicht.«

»Wovon reden Sie, Mr. Sinclair?« Harriet war erstaunt, ebenso wie Suko.

»Sagen Sie bitte John zu mir. Es ist folgendes.« Ich trank noch einen kleinen Schluck. »Wie gesagt, den ersten Bann haben wir lösen können, es existiert allerdings meiner Ansicht nach noch die Person, die den Bann über ihn gelegt hat.«

»Wer sollte das sein?«

Ich hob die Schultern. »Ich kenne sie leider nicht, Harriet, aber ich habe sie während der Trauerfeier vor der Kirche gesehen. Und zwar ein Gesicht, das hinter der Scheibe schwebte. Ein übergroßes Frauengesicht.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Harriet spielte mit ihrem Glas. »Es war doch neblig. Vielleicht haben Sie sich das Gesicht auch eingebildet. Kann sein – oder?«

»Nein, ich ging aus der Kirche und verfolgte es. Es schwebte in Richtung Friedhof und verschwand dort, als wäre es an der Stelle von den Schwaden aufgesaugt worden.«

Harriet nickte. »Ich weiß, was Sie meinen. Ich weiß es nur zu genau. Wegen dieses Gesichts ist mein Bruder heimgekommen. Er wollte sich um den Fall kümmern. Er wollte recherchieren, um anschließend seinen Kollegen Bescheid zu geben. Das hat er nun nicht mehr geschafft, wie wir sehen. Das Gesicht oder dessen Kraft waren einfach schneller als Ken.«

»Hatte das Gesicht oder die Person, der es gehört, auch einen Namen?« erkundigte ich mich.

Harriet schaute mich an, bevor sie nickte. »Ja, es hatte einen Namen. Kennen Sie ihn nicht?«

»Nein, woher?«

»Das war Julia Ashley!«

Ich sah, daß auch Suko den Kopf schüttelte. Ihm sagte der Name ebensowenig etwas wie mir.

»Also nie gehört, John?«

»Nein. Wer war diese Julia Ashley?«

»Sie hat einmal hier gelebt. Das war in den fünfziger Jahren. Die Familie des Totengräbers hatte sie als kleines Kind bei sich in Pflege genommen. Sie starb früh, mit achtzehn, glaube ich.«

»Und dann?«

Harriet hob die Schultern. »Mehr weiß ich nicht. Jedenfalls wollte sich mein Bruder um diese Geschichte kümmern. Es muß ein Geheimnis um ihren Tod gegeben haben.«

»Das Pernell Davies kennen muß.«

»So sagt man.«

»Kann er auch etwas mit dem Tod des Mädchens zu tun gehabt haben?« fragte Suko.

»Das weiß ich wirklich nicht. Da bin ich überfragt. Ich habe mich damit nicht beschäftigt. Wenn Kenny reden könnte…« Sie schaute den Bruder an, und ihre Stimme wurde leiser. »Aber er kommt mir noch immer vor wie tot.«

»Der erste Bann ist gebrochen, Harriet«, machte ich ihr Mut. »Wir schaffen auch noch den zweiten.«

»Und dann? Meinen Sie, daß er wieder so werden wird, wie er einmal gewesen ist?«

»Wir werden sehen.«

»Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe die Information auch nur von Ken während eines kurzen Telefongesprächs erhalten. Vielleicht weiß mein Vater mehr.«

Wie aufs Stichwort hörten wir, daß sich ein Schlüssel im Schloß drehte. Harriet sprang auf und verließ das Zimmer. Wir hörten sie im Flur sprechen und erkannten auch die Stimme des Chester Bright. Zusammen mit seiner Tochter betrat er wenig später den Wohnraum. Paula, seine Frau, war nicht dabei.

»Mutter ist in ärztliche Behandlung gebracht worden. Dr. Cisari kümmert sich um sie. Er hat in seiner Praxis einige Betten.«

»Ist er ein guter Arzt?«

»Bisher hatte niemand etwas auszusetzen gehabt.«

Chester Bright sprach kein Wort. Er ging stumm auf den Sessel zu, in dem sein Sohn starr wie ein Denkmal hockte. Vor ihm kniete er nieder. Das Gesicht war ebenso blaß wie das unseres Kollegen. Nur rannen an Chesters Wangen Schweißperlen entlang.

»Kenny«, sprach er den Namen aus. »Kenny, mein Junge, was machst du nur für Sachen!«

Er redete mit einer leisen Stimme, die ab und zu stockte. Als er mit zitternden Fingern über die Wangen seines Sohnes strich, rann es auch mir kalt den Rücken hinab.

Dann weinte der Mann und mußte von seiner Tochter getröstet werden. Suko und ich hatten hier nichts mehr verloren. Wir würden

kaum Antworten auf drängende Fragen bekommen. Der Totengräber war wichtiger. Deshalb standen wir auf.

Harriet schaute uns an. »Sie wollen gehen?«

»Ja, wir haben noch einiges zu tun.«

Sie nickte traurig. »Das glaube ich. Aber was ist mit meinem Vater? Wollen Sie ihn nicht fragen? Vielleicht weiß er mehr.«

»Nein, Harriet. Ihr Vater wird kaum in der Lage sein, uns konkrete Antworten zu geben. Bleiben Sie bei ihm, geben Sie ihm den entsprechenden Trost. Er hat es jetzt nötiger denn sonst.«

»Kommen Sie denn wieder zurück?«

»Aber sicher. Wir müssen uns nur noch um Ihren Bruder kümmern. So kann er ja nicht bleiben.«

»Dann wollen Sie Julia jagen?«

»So ist es!«

Chester Bright hatte die Frage seiner Tochter vernommen. »Julia«, sagte er und stand auf. »Julia gibt es nicht. Julia ist tot. Sie starb vor langen Jahren, als ich fast noch ein Kind war.«

»Dann haben Sie das Mädchen gekannt?«

»Ja, Mr. Sinclair. Ein jeder kannte sie im Ort. Sie war schön, sie war wunderbar. Sie hat uns jungen Leuten den Kopf verdreht, aber keinen erhört.«

»Wie kam sie um?«

»Man spricht von Mord. Eine Familien-Tragödie, möglicherweise. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Man hat den Mantel des Schweigens über die Tat gebettet.«

»Ist auch damals nicht durch die Polizei ermittelt worden?«

»Niemals. Es war auch kein offener Mord, wenn Sie das gemeint haben. Es ist vorbei, vergessen.«

»Ich danke Ihnen, Mr. Bright.«

Er sah, daß wir gehen wollten und hielt mich fest. »Sie haben meinen Sohn aus dem Sarg geholt. Sie haben bewiesen, daß er nicht tot ist.« Er sprach jetzt mit lauter und auch keuchender Stimme.

»Aber schauen Sie ihn sich an. Ist er nicht noch immer so gut wie tot? Er sitzt hier wie eine Statue, kann sich nicht bewegen, als wäre er hier im Sessel festgefroren. Wäre es denn nicht besser gewesen, ihn endgültig sterben zu lassen, Mr. Sinclair?«

»Vater!« schrie Harriet dazwischen. »Wie kannst du nur so etwas sagen? Das ist ungeheuerlich.«

»Lassen Sie mal, es ist verständlich.« Ich wandte mich wieder an ehester Bright. »Hören Sie, Mr. Bright. Ihr Sohn befindet sich noch in einer extremen Lage. Es besteht Grund zur Sorge, das ist klar, aber wir werden alles versuchen, ihn zu befreien. Einmal ist es uns bereits gelungen, und ein zweites Mal…«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Wir kommen zu Ihnen zurück, Mr. Bright. Ihre Tochter weiß Bescheid. Sie wird bei Ihnen bleiben.« Harriet nickte nur. Wir aber gingen zur Tür. Den Weg fanden wir allein. Durch das ungemütlich dunkle Treppenhaus, in dem es nach Kränzen und irgendwie auch nach fauligen Blumen roch, erreichten wir die Ausgangstür.

Trotz des Nebels draußen atmete Suko tief durch. »Das ist ein schwerer Gang gewesen, John. Hoffentlich packen wir das Gesicht. Diese Julia Ashley.«

»Ich bin sicher, daß wir es schaffen!«

»Und was macht dich so sicher?«

»Kann ich auch nicht sagen. Vielleicht nur eben mein Gefühl…«

***

Bevor Glenda Perkins zusammen mit Pernell Davies dessen Haus betrat, blieb der Totengräber stehen.

»Was haben Sie?«

»Es ist so«, sagte der alte Mann mit dem Furchengesicht und den weißen Haaren. »Sie sind eine junge Frau und es sicherlich nicht gewohnt, in einer Bruchbude zu wohnen. Deshalb erschrecken Sie bitte nicht, wenn Sie das Haus betreten.«

»Keine Sorge, ich bin vieles gewohnt«, Glenda lächelte.

»Außerdem werden wir bald Besuch bekommen.«

»Von Ihren Freunden, nicht?«

»So ist es.«

»Es sind besondere Männer, das habe ich bemerkt. Sie haben sich nicht gefürchtet, sie haben keine Angst. Das ist auch sehr wichtig, wenn sie den Fall lösen wollen.«

»Gibt es denn einen Fall?«

»Und wie.« Perneil Davies schloß jetzt die Tür auf. Er drehte einen langen Schlüssel zweimal im Schloß. Danach fiel er fast gegen die Tür, um sie aufzudrücken.

Aus dem Haus drang Glenda ein Geruch entgegen, der von ihr kaum zu identifizieren war. Ein Konglomerat von Ausdünstungen, die sich beklemmend auf die Atemwege legten. Glenda atmete deshalb nur flach durch die Nase.

Hinter dem Totengräber betrat sie wirklich eine Bruchbude, in der seit den fünfziger Jahren nichts mehr verändert worden war.

Vielleicht hatte nicht einmal jemand geputzt.

Das Haus besaß zwar ein relativ hohes Dach, aber keine erste Etage. Jedenfalls sah Glenda keine Treppe, die nach oben führte. Dafür erkannte sie in der niedrigen Decke schwach den Umriß einer Luke.

Der Totengräber führte sie in den größten Raum. Von dort aus konnte Glenda in eine Küche schauen, die mehr einer Abstellkammer mit altem Bullerofen glich.

»Wo ist der Lichtschalter?« fragte sie.
Der alte Totengräber dreht sich schwerfällig um. »Es gibt ihn nicht«, sagte er. »Als der Ort Strom bekam, hat man mich bewußt vergessen. Damals war meine Frau schon tot. Man hat mich gemieden, verstehen Sie?«
»Natürlich.«
»Ich zünde die Kerzen an.« Er holte einen Leuchter aus Metall, in dem fünf Kerzen steckten, die sich kreisförmig verteilten. Glenda zündete die Dochte an.
»Es ist schmutzig hier«, sagte der Totengräber. »Einfach widerlich, das weiß ich. Aber es kommt auch keiner, der hier saubermachen will. Ich habe viele gefragt. Niemand will etwas damit zu tun haben. Sie haben mich gemieden. Sie hassen mich wie die Pest. Ich bin ein Ausgestoßener, das merke ich immer wieder.« Aus der Innentasche seines Mantels holte er eine Flasche Gin. »Das ist mir geblieben, Mädchen. Willst du einen Schluck haben?«
»Nein, danke.«
»Ich hätte nicht einmal ein Glas gehabt.« Er ließ sich in einen Sperrmüllsessel fallen, der unter der Sitzfläche noch mit alten Sprungfedern bestückt war. Sie quietschten, als sie den Druck spürten.
Glenda nahm auf einer Sessellehne Platz, die nur leicht unter ihr nachgab. Sie schaute zu, wie Davies trank. Gluckernd schüttete er den Gin in seine Kehle.
Nach dem Schluck stieß er auf, hielt die Flasche mit beiden Händen fest und nickte. »Ich wußte, daß er nicht tot ist. Ich wußte es genau. Alle, die nach ihr fragen, werden sterben, aber nicht richtig tot sein. Verstehst du, Mädchen?«
»Ja, sie werden scheintot.«
»Genau. Ich habe Ken gemocht und ihm auch geholfen. Er war freundlich zu mir. Der einzige aus diesem verfluchten Kaff, der mit mir geredet hat. Ein netter, junger Mann. Ich traute ihm sogar zu, den Spuk zu vernichten, obwohl ich ihn warnte. Aber er sprach von Männern, die ihm helfen wollten, von Kollegen. Sind das die beiden auf dem Friedhof gewesen?«
»In der Tat.«
»Es sind gute Leute.«
»Sie werden auch zu Ihnen kommen, Mr. Davies.«
Der Totengräber lachte bitter. »Mr. Davies, haben Sie gesagt. Wie sich das anhört. So hat mich seit Jahren niemand mehr angeredet. Um mich machen sie einen Bogen. Ich bekomme nur eine kleine Rente. Wenn ich das Geld abhole, gehen die anderen Kunden aus der Bank. Ich bekomme die Scheine mit spitzen Fingern überreicht. So kann es einem gehen, wenn man alt wird und in einen schrecklichen Verdacht gerät, der überhaupt nicht stimmt. Denn ich weiß, wie es wirklich

gewesen ist.«

»Und wie war es tatsächlich?«

Pernell Davies stierte Glenda an. Er gab keine konkrete Antwort auf die Frage. Statt dessen sprach er über sich und nahm zuvor noch einen Schluck.

»Ich habe Angst, Mädchen. Eine tiefsitzende, schreckliche Angst. Sie war die Jahre über schon immer vorhanden, aber nie so schlimm gewesen wie in diesen Tagen.«

»Wovor fürchten Sie sich?«

»Vor Julias Rache und Rückkehr. Sie ist wieder da. Sie hat keine Ruhe finden können. Ihr Tod war einfach zu schrecklich und grausam gewesen.«

Glenda zog die Schultern hoch. Sie fröstelte trotz des Mantels, den sie trug. Im Haus war es kalt. »Wie ist sie gestorben?«

»Sie wurde ermordet!« flüsterte der Totengräber mit einer Stimme, die bei Glenda eine Gänsehaut hinterließ.

»Wer war ihr Mörder?«

Der alte Mann mußte lachen. »Mörder ist gut. Es war eine Mörderin. Eine Frau, meine Frau!« keuchte er. »Wilma Davies. Sie hat die Person, die wir als Pflegekind aufnahmen, umgebracht.« Er starrte versonnen auf die Ginflasche.

Glenda merkte, daß er noch etwas sagen wollte und wartete ab.

Davies redete weiter. »Das heißt, Wilma hat Julia Ashley doppelt getötet. Auf zweifache Art und Weise. Sie war eine Hexe. Sie braute gewisse Tränke, die gefährlich waren. Einen Trank flößte sie dem Mädchen ein. Es starb, aber es war nicht tot…«

»Scheintot?«

»Ja!« antwortete Davies stöhnend. »Julia war scheintot. Und man begrub sie als Scheintote. Weißt du, was das bedeutet, so in den Sarg gelegt zu werden? Weißt du das?«

»Ich… ich kann es mir vorstellen.«

»Gar nichts kannst du, Mädchen, gar nichts. Es ist furchtbar. Du liegst im Sarg, hörst, wie sie dir die Erde auf die Kiste werfen, willst schreien, willst erklären, daß du noch lebst, aber du schaffst es nicht, weil du es nicht kannst. Du kannst den verdammten Bann nicht brechen. Du schreist vielleicht in Gedanken, die aber will niemand hören und kann auch niemand hören. Du bist eingepfercht in der Totenkiste, und du weißt, daß du langsam und qualvoll ersticken wirst. So ist es Julia Ashley ergangen. So und nicht anders. Ich konnte ihr nicht helfen, weil ich es einfach zu spät erfahren hatte. Es war nicht mehr möglich. Aber sie hat sich an ihrer Mörderin gerächt.«

»Ihre Frau starb auch?«

»Ja, sie erlitt das gleiche Schicksal. Auch sie wurde scheintot. Ich fand sie sogar in unserem gemeinsamen Bett. Früher hatte dieses Haus

noch eine Treppe. Ich habe sie später abgerissen. Ich wollte nicht mehr nach oben gehen.«

»Und dann?«

»Ich habe ihr nicht geholfen. Sie sollte die gleichen Qualen erleiden wie Julia. Ich habe dafür gesorgt, daß sie ein Begräbnis bekam. Mit meinen eigenen Händen habe ich sie unter die Erde gebracht. Das ist ja mein Beruf gewesen. Ich bin in gewisser Hinsicht ebenfalls ein Mörder. Verachtest du mich jetzt?«

Glenda wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie konnte einfach keinen Kommentar zu diesem Geständnis abgeben und meinte nur mit sehr leiser Stimme. »Wie müssen Sie Ihre Frau gehaßt haben, Mr. Davies.«

Er nahm die linke Hand von der Flasche und ballte sie zur Faust.

»Gehaßt?« wiederholte er das Wort. »Ja, ich habe sie gehaßt. So wie sie meine kleine Julia gehaßt hat.«

»Welchen Grund hatte sie?«

»Das kann ich dir sagen. Meine Frau war keine Schönheit. Wer heiratet auch schon einen Totengräber? Julia aber wuchs heran und wurde sehr, sehr schön. Sie entwickelte sich zu einem jungen Mädchen, das die Männer verrückt machen konnte. Sie war… sie war … eine Traumfrau, eine Kindfrau. Sie verdrehte jedem den Kopf.«

Glenda glaubte, den Kern mittlerweile verstanden zu haben.

»Auch Ihnen, Mr. Davies?«

»Ja, auch mir!« gab er zu. »Schau mich an. Ich bin ein alter Mann geworden, aber es gab Zeiten – sie liegen lange zurück, da war auch ich für Frauen attraktiv.«

»Julia mochte Sie?«

»Sehr sogar. Sie machte sich nichts aus den jungen Burschen, zu denen damals auch ehester Bright gehörte, Kens Vater. Sie wollte mich, und sie zeigte mir dies. Sie verführte mich sogar, was ich nur zu gern geschehen ließ. Es blieb nicht bei dem einem Mal. Wir verstanden uns sehr gut, was meiner Frau nicht verborgen blieb. Sie haßte das Mädchen, das immer schöner wurde, und sie kam auch hinter unser Verhältnis. Da war es natürlich aus.«

»Julia wurde von ihr getötet«, vervollständigte Glenda den Satz und schloß den Kreis der Erklärungen damit.

»So ist es gewesen.«

Glenda senkte den Kopf. Sie mußte nachdenken, bevor sie die nächste Frage stellte. »Sie kann irgendwie nicht tot sein. Oder schon, aber ihr Gesicht…«

»Es ist aus dem Grab gestiegen.«

»Wieso?«

Davies grinste breit und mit feuchten Lippen. »Sie war eben etwas ganz Besonderes, meine kleine Julia.«

»Stand sie mit finsteren Mächten in Verbindung? Wer waren ihre

Eltern? Wissen Sie das?«

Der Totengräber wirkte sehr nachdenklich. »Finstere Mächte, hast du gesagt? Das kann sein. Vielleicht kannte sie die finsteren Mächte. Sie war einfach zu schön. Manchmal gibt der Teufel auch die Schönheit, verstehst du das?«

»So ungefähr.«

Er drückte sich vor. Die Flasche hielt er wieder mit beiden Händen am Hals fest. Er schaukelte sie. »Ich hatte Zeit genug, darüber nachzudenken. Ich habe oft hier gesessen und diese Gedanken gesponnen. Der Teufel war mit meinem Weib. Sie kannte viele Dinge, von denen die meisten Menschen keine Ahnung hatten. Im Nachhinein würde ich sie sogar als Hexe ansehen. Aber sie ist an die Falsche geraten, an eine Person, die ihr über war, die stärker war als sie. Meine kleine Julia hat ihr gezeigt, wo es langging, als Wilma den gleichen Tod sterben mußte.«

»Ist Ihre Frau auch zurückgekehrt?«

»Wie meinst du das?«

»Das Gesicht der Julia Ashley haben wir gesehen, aber nicht das Ihrer Frau.«

»Sie soll auch vermodern.«

»Aber was will Julia? Können Sie mir das sagen? Was will sie überhaupt? Sie findet keine Ruhe. Ihr Geist findet keine Ruhe. Weshalb erscheint sie den Menschen?«

»Sie will sich rächen.«

Glenda lachte scharf. »An Ken Bright? Der war noch nicht geboren, als sie starb. Er hat ihr nichts getan. Er hat ihr nichts getan, verstehst du?« Die dunkelhaarige junge Frau erregte sich.

»Aber sein Vater!«

»Wieso?«

»Ich habe dir doch gesagt, daß alle jungen Männer in Rippon hinter ihr her waren, Chester Bright machte da keine Ausnahme. Auch er wollte sie besitzen.«

»Hat er sie angefaßt? Sie müssen es wissen, Perneil. Sie kannten Julia gut, sie hatte auch Vertrauen zu Ihnen.«

»Alle haben es versucht.«

»Hat es einer geschafft?«

»Sie war nicht mehr unschuldig.« Der Totengräber ließ die Worte in die Stille tropfen. »Ich war nicht der erste bei ihr. Vielleicht hat Chester Bright sie entjungfert. Jetzt wollte sie an seinem Sohn Rache nehmen, der die Geschichte von mir erfahren hat. Ich habe sie ihm bewußt erzählt, weil ich wußte, daß es noch eine endgültige Aufklärung geben muß. Ich wollte sie zudem vor meinem Tod noch erleben. Mir bleiben nicht mehr viele Tage. Wenn es vorbei ist, bin ich froh, dann will ich außerdem das Rätsel gelöst wissen. Sie hat mir

damals nie erzählt, wer sich an ihr vergangen hat. Ja, für mich war es ein Vergehen, für sie auch, denn sie liebte nur mich. Man muß sie einfach mit Gewalt genommen haben, etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. Jetzt wird sie abrechnen. Auf ihre Art und Weise. Eigentlich hätte ich Ken sterben lassen sollen. Ich brachte es einfach nicht fertig, weil er mir irgendwie sympathisch war und in mir nicht das sah wie die anderen aus dem Dorf.«

Glenda konnte sich noch immer nicht vorstellen, daß ein normaler Mensch zu Dingen fähig war, wie Julia Ashley sie getan hatte. Darauf kam sie wieder zu sprechen. »War sie tatsächlich nur ein normales Kind, als Sie Julia bei sich aufnahmen?«

»Ich kenne ihre Eltern nicht.«

Glenda nickte nach dieser knappen Erwiderung. »Ich bin sicher, daß wir es herausfinden können.«

»Du und die beiden Männer?«

»Wer sonst?«

»Was wollen die Leute von Julia?«

Glenda hatte das Mißtrauen aus den Worten deutlich hervorgehört. Innerlich versteifte sie. »Sie sind gekommen, um einen Kollegen zu Grabe zu tragen. John Sinclair hat das Gesicht gesehen. Er wird Julia stellen.«

»Und was machen?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

Der Totengräber stand auf. »Wenn er versucht, sie zu töten, wird es ihm schlecht ergehen.«

Glenda hatte die Drohung verstanden. Sie wich dem Blick des alten Mannes nicht aus. »Kann man jemand, der schon tot ist, überhaupt noch töten?« fragte sie.

»Er will den Geist vernichten. Das spüre ich. Ich merke es, ich fühle es. Ich bin sensibler als du glaubst, mein Kind. Ich werde darauf achten.«

»Sie kommen bald her.« Glenda schaute auf die Uhr. »Eigentlich müßten sie bereits hier sein.«

Perneil Davies nickte, bevor er auf das Fenster wies. »Schau nach draußen, Mädchen!«

»Wieso?«

»Schau hin.«

Das Fenster war ziemlich klein. Glenda ging zwei Schritte vor, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen.

»Was siehst du dort?«

»Nicht viel, zumeist Nebel.«

Das stimmte auch. Die hellgrauen Schleier zogen geräuschlos durch den verwilderten Garten hinter dem alten Haus. Der Garten gehörte zum Grundstück. Er war ebensowenig in den letzten Jahren gepflegt

worden wie das Haus selbst.

Das Unterholz wuchs dicht wie ein Dschungel. Die einzelnen Zweige und starren Arme waren miteinander verflochten, als wollten sie sich nicht mehr loslassen.

Die Bäume hatten die Hälfte des Laubs schon verloren. Wenn es nicht im hohen Gras verschwunden war, lag es auf dem verfilzten Unterholz, das wie in einer Waschküche stand.

Hinter Glenda bewegte sich der alte Totengräber. Er brauchte nicht viele Schritte zu gehen, um in die Nähe der jungen Frau zu gelangen. Sehr bald wehte sein Atem über Glendas Nacken, und sie nahm auch den widerlichen Gingeruch wahr.

»Was siehst du also?«

»Nichts.«

Jetzt faßte er sie an. Glenda schrak zusammen. Die Scheibe vor ihr war schmutzig. Normalerweise hätte sich das Gesicht des Totengräbers darin gespiegelt, sie aber sah nur einen grauen Umriß, der in Bewegung geriet, als der alte Mann nickte.

»Bitte, nehmen Sie Ihre Hände von meinen Schultern, Mr. Davies.«

»Nein, Kleine, das werde ich nicht. Ich will, daß du am Fenster stehenbleibst und nach draußen schaust. Du sollst es sehen.«

»Was soll ich sehen?«

»Wenn sie kommt, wenn sie erscheint…«

»Julia etwa?«

»Ja, ihr Geist wird sehr bald hier auftauchen. Sie wird mich besuchen wollen, das weiß ich genau. Sie besucht mich öfter, weil sie genau weiß, wie ich zu ihr stehe. Sie hat begriffen, daß nur ich es gewesen bin, der sie damals geliebt hat, und sie hat es nicht vergessen. Wir sind gute, sehr gute Freunde.«

Glenda gefiel die Entwicklung der Ereignisse überhaupt nicht. Sie fürchtete sich jetzt. Über ihren Rücken rann ein Schauer. Am liebsten wäre sie gegangen, aber da steckte auch ein Rest Neugierde in ihr.

John Sinclair hatte das Gesicht gesehen, sie noch nicht. Furcht hatte sie nicht davor, obwohl…

Ihre weiteren Gedanken gerieten ins Stocken. Sie konzentrierte sich auch nicht mehr auf den Druck der Hände, denn sie schaute schräg nach rechts, wo der Nebel dichter geworden war und in langen, sich dennoch bewegenden Schleiern am Boden fest hing.

Dort tat sich etwas.

Da kam jemand, da wehte es heran…

Glenda hielt den Atem an, als sie das Gesicht sah. Es war so, wie John es beschrieben hatte.

»Sie… sie weint!« ächzte der alte Mann hinter ihr. »Mein Mädchen weint blutige Tränen. Es muß Qualen ausstehen. Man hat sie gequält. Warum weinst du?« keuchte er.

Glenda spürte die kalte, unsichtbare Klaue der Furcht, die sich in ihrem Nacken festsetzte. Das war kein Spaß mehr, keine Legende, nicht nur Erzählung.

Sie erlebte die bittere Wahrheit.

Das Gesicht zeigte sich ihr übergroß. John hatte also nicht gelogen.

Sie sah die vom Blut gezeichneten Wangen, die Augen mit den traurigen Pupillen, aus dessen unteren Rändern die langen Blutfäden liefen und sich mit den anderen vereinigten.

Blutige Tränen…

Es war ein feingeschnittenes Gesicht. Fast edle Züge, ein wenig melancholisch wirkend, in dem die zuckenden Lippen besonders auffielen, als wollte das Gesicht noch mehr weinen.

Es kam schräg von vorn, und es schwebte näher, immer näher…

Zum Greifen nahe war es. Wäre nicht die Scheibe gewesen, Glenda hätte hinfassen können.

Und sie vernahm die Stimme des Totengräbers. »Julia ist gekommen, um mich zu besuchen, aber du, du gehörst zu den anderen, die ihr Böses wollen. Doch sie wird dich holen, Kleine…«

Im gleichen Augenblick schwebte der Geist durch die geschlossene Fensterscheibe…

***

Geister oder Gespenster sind feinstofflich. Für sie gibt es keine Hindernisse. Bei ihnen ist der Traum so manches Menschen wahr geworden. Das wußte Glenda, und das bekam sie auch bestätigt.

Sie spürte einen Hauch. Nicht eisig, auch nicht warm, genau in der Mitte liegend. Er strich über ihr Gesicht, schien sich an den dunklen Haaren festkleben zu wollen, bevor er weiterwanderte und tiefer in das kleine Zimmer eindrang.

Pernell Davies, dessen Hände bisher auf Glendas Schultern gelegen hatten, nahm sie weg und drehte sich um. Seine Stimme bekam einen anderen Klang, als er den Gast willkommen hieß. Sie war viel jugendlicher anzuhören, viel herzlicher, als wären die Worte von einem jungen Menschen gesprochen worden.

»Willkommen bei mir. Herzlich willkommen in meinem Haus, kleine Julia. Ich habe gewartet. Ich habe nur auf dich gewartet, das weißt du. Das ist dir bekannt. Du kennst die Gedanken, mit denen ich dich all die Jahre über verfolgt habe.« Er streckte den Arm aus und winkte Julia Ashley zitternd zu.

Auch Glenda schaute nicht mehr in den verwilderten Garten. Sie hatte sich gedreht, weil auch sie erkennen wollte, wer Julia genau war. Weshalb besaß sie nur das Gesicht, wo steckte ihr Körper?

Die beiden Frauen schauten sich an.

Glenda wagte kaum zu atmen. Das Bild überraschte sie. Es hatte

etwas Unheimliches an sich.

Übergroß präsentierte sich das bleiche Gesicht. Beinahe zu groß für den kleinen Raum.

Ein Kopf, der von langen blonden Haaren umrahmt wurde. Dazu die hochstehenden Wangenknochen, die dünne und bleich wirkende Haut darüber, die allerdings durch die blutigen Tränenspuren gezeichnet worden war. Ein makabres Muster, das so gar nicht zu dem feingeschnittenen Gesicht passen wollte.

Die Augen oder die Pupillen produzierten kein Blut mehr. Wie das übrige Gesicht besaßen auch sie die dreifache Größe. Glenda Perkins blickte hinein in die Pupillen, die sie an sprödes Glas erinnerten. Ein Material, in dem sie sich keinesfalls spiegeln konnte. Selbst das Licht der Kerzen zeichnete sich dort nicht ab. Die Pupillen schienen die Helligkeit zu verschlucken.

Der alte Totengräber merkte genau, daß er im Weg stand. Er ging etwas zur Seite, was nicht einfach war bei diesem vollgestopften kleinen Raum. Er hatte Mühe, einen freien Stehplatz zu finden.

Glenda gab er damit die volle Sicht auf Julias Gesicht frei.

Und er sprach seine ehemalige Geliebte an. »Du bist zu mir gekommen, du bist da. Dein Geist hat sich gelöst. Der Körper ist weg, dein Gesicht schwebt, es sind deine Gedanken an mich, die es zu dem machen, was es ist. Ich habe dich erwartet, ich…«

Er hatte recht, das mußte auch Glenda zugeben. Nur hörte sie kaum hin, denn die Lobeshymnen paßten ihr nicht. Sie erkannte, daß es eigentlich nur das Gesicht war, auf das es ankam. Ein Körper war so gut wie nicht vorhanden.

Einige zusammengewachsene Nebelstreifen noch dicht unter dem Kinn, die wie abgeschnittene Fahnen in die Tiefe hingen und dabei den Boden kaum berührten, das war alles.

Dieser Nebel zerflatterte einfach, als würde er permanent weggeblasen, so daß nur das Gesicht blieb.

Ihre Lippen zuckten. Gern hätte Glenda mit der Unbekannten gesprochen, sie fand nicht die richtigen Worte und wußte auch nicht, ob sie verstanden wurde.

Dafür wollte Davies mit der Erscheinung in Kontakt treten. »Ich spüre dich«, sagte der alte Mann. »Ich habe dich immer in meinen Gedanken gespürt. Wir haben all die Jahre über miteinander geredet. Ich war derjenige, der genau wußte, daß du nicht tot warst. Dein Körper lag im Grab, aber du hast trotzdem gelebt. Ich habe dich beobachtet, ich habe dich gesehen, und ich wußte auch, daß du irgendwann Rache nehmen würdest. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen. Du kannst Rache nehmen. Willst du es tun? Willst du die Vergeltung für das, was man dir damals angetan hat?«

Er bekam sogar eine Antwort. Nur konnte Glenda sie nicht verstehen,

weil die beiden auf einer anderen Ebene kommunizierten.

Sie verständigten sich auf telepathischem Weg, und Glenda gelang es, die Reaktionen des Totengräbers aufzunehmen.

Pernell Davies mußte eine schlimme Erwiderung bekommen haben. Die Folge davon zeichnete sich auf seinem Gesicht ab.

Es verlor an Farbe und wurde fast so bleich wie Julie Ashley. Dann schüttelte er den Kopf, begann zu zittern und flüsterte: »Nein, das darfst du mir nicht antun, Julia. Das habe ich nicht verdient. Ich habe immer zu dir gehalten, nur zu dir. Ich habe meine Frau begraben, obwohl ich wußte, daß sie nicht richtig gestorben und nur scheintot war. Du darfst doch jetzt nicht…« Er mußte husten und schnappte dann heftig nach Luft.

»Was haben Sie denn?« fragte Glenda. »Was ist los, Mr. Davies?«

Zunächst hörte er nicht oder wollte nicht hören. Es gelang ihm, sich wieder zu fangen. Dann erst schaute er Glenda an. Auch jetzt lag die Furcht in seinem Blick.

»Was ist geschehen, Mr. Davies?«

»Sie… sie will nichts mehr mit mir zu tun haben!« flüsterte er.

»Sie betrachtet mich als Feind.« Er war nervös. Mit seinen Handflächen wischte er über die Kleidung. »Ich bin nicht mehr ihr Freund, auch nicht ihr Geliebter.«

»Weshalb nicht? Was haben Sie getan?«

»Eigentlich nichts.«

»Doch, Sie…«

Sein Nicken unterbrach Glenda. »Ja, ich habe in ihren Augen etwas Schlimmes gemacht. Ich habe ihr ein Opfer entrissen. Du weißt, von wem ich spreche.«

Glenda wußte Bescheid. »Ken Bright?«

»So ist es.«

»Er hatte doch mit ihr nichts zu tun!«

»Aber sein Vater damals. Er ist derjenige gewesen, der ihr Gewalt angetan hat. An seinem Sohn wollte sie sich rächen. Nur konnte sie nicht wissen, daß ich Ken mochte, daß er gut zu mir war und mich als Mensch angesehen hat und nicht als einen Ausgestoßenen, wie die anderen aus dem Ort. Sie mag mich nicht mehr, nein, sie mag mich nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Und das ist schlimm.«

»Wie schlimm?«

»Tod… der Tod wird kommen«, sagte der alte Mann ins Leere hinein. »Sie will ihn bringen.«

»Ihnen?«

Er nickte.

Glenda räusperte sich. »Zeigt sie denn keine Dankbarkeit. Weiß sie nicht, daß Sie all die Jahre zu ihr gehalten haben?«

»Das müßte sie eigentlich.«

»Trotzdem sollen Sie sterben?«

»Ja, so ist es!« hauchte er. »Ich soll sterben. Sie will es so. Ich muß dahinsiechen, ich…«

Er redete nicht mehr weiter, und seine Haltung veränderte sich auch. War sie vorhin noch vorgebeugt gewesen, so straffte sie sich jetzt, und er schaute starr geradeaus. Glenda schloß daraus, daß Julia wieder Kontakt aufgenommen hatte.

Pernell Davies lauschte einige Sekunden den Worten, die nur er hören konnte. Danach nickte er, und seine Gesichtszüge entspannten sich wieder.

Für Glenda stand fest, daß beide einen Kompromiß gefunden hatten. Sie sah auch das heftige Nicken des Totengräbers. Sofort danach wandte sie sich ihm wieder zu. »Was ist geschehen, Mr. Davies?«

»Es klappt«, sagte dieser.

»Sie wird sich nicht an mir rächen. Sie hat mir verziehen.« Bei den letzten Worten bekam sein Gesicht einen glücklichen Ausdruck.

»Gütiger Himmel, sie hat mir verziehen. Begreifst du das, Glenda?«

»Ja, ich freue mich für Sie!«

»Freuen!« wiederholte er. Seine Stimme klang krächzend und auch irgendwie zynisch. »Wie kannst du dich freuen, Mädchen?«

»Daß Sie…«

Er winkte hart ab. »Vergiß es, Mädchen, vergiß es. Du brauchst dich nicht zu freuen. Julia will nicht auf ihre Rache verzichten, verstehst du? Sie hat es sich anders überlegt. Sie braucht ein Opfer, sie wird es auch bekommen, aber nicht mich.«

Er hatte länger gesprochen, das war nicht seine Art, aber Glenda wußte plötzlich Bescheid. Die letzten Worte hatten sie erwischt wie Lanzenstiche.

Plötzlich wurde sie bleich.

Der Alte lachte. »Na, begreifst du es?«

»Ja!« hauchte sie. »Ich habe begriffen. Es gibt wohl nur eine Person außer Ihnen in ihrer Nähe.«

»Sehr richtig. Das bist du!«

Er hatte den Satz gesprochen und lachte dabei. Es war ein fettes, ein widerliches Lachen, das scharf in Glendas Ohren klang und Schwindel bei ihr erzeugte.

Sie hatte Mühe, gerade zu stehen. Unwillkürlich stützte sie sich an der Rückenlehne eines Sessels ab. Für einen Moment verschwamm auch das Gesicht vor ihren Augen.

»Du wirst dich für mich opfern müssen!«

»Ich… ich … habe ihr nichts getan. Ich kenne Julia nicht.«

»Ken wurde ihr weggenommen, jetzt will sie dich. Mich läßt sie noch leben. Wir beide werden auch in der Zukunft weiter zusammenbleiben, das kann ich dir versprechen.« Er hüstelte. »Aber

ich weiß auch sehr genau, daß dein Tod nicht schmerzen wird. Du wirst einfach einschlafen. So wie du dastehst. Ich weiß es von meiner Frau, ich weiß es von Ken. Es schmerzt nicht, wenn du in den scheintoten Zustand übergehen wirst. Wenn es soweit ist, werde ich gehen und dich begraben. Noch einmal nehme ich meine Schaufel in die Hand und steche ein Grab aus. Nur lege ich dich in keinen Sarg, weil ich keinen mehr besitze. Hast du alles verstanden?«

Glenda nickte automatisch.

»Dann nimm Abschied von mir. Von deinen Freunden schaffst du es nicht. Sieh mich als Ersatz für deine Freunde an.« Er lächelte breit und kalt. »Verstanden?«

»Nein, ich will nicht. Ich will…« Glenda wollte vorgehen. Sie schaffte den ersten Schritt, auch den zweiten, aber den setzte sie schon um die Hälfte langsamer.

Sie blieb stehen…

Plötzlich sah sie nur mehr das Gesicht. Es bewegte sich, es vergrößerte sich noch mehr. Wie aufgepumpt wirkte es, und aus den Augen strömte auch das Blut.

In Glendas Kopf begann es zu tosen. Sie vernahm das Rauschen, aber auch eine seichte Frauenstimme.

Julias Geist sprach zu ihr…

»Ich habe blutige Tränen weinen müssen. Das Blut der Unschuldigen, die vergewaltigt wurde. Als Symbol dafür weine ich diese Tränen, aber es sind auch Zeichen meiner Rache. Ich brauche die Befriedigung, ich will viele Menschen so erleben, wie ich gewesen bin. Hast du verstanden?«

Glenda war einfach nicht in der Lage, noch eine Antwort zu geben. Ihre Kehle saß zu. Atmen konnte sie nur unter großen Mühen.

Sie kam sich vor wie jemand, der von verschiedenen Seiten Druck spürte.

Noch konnte sie stehen. Allerdings war es ihr nicht mehr möglich, sich zu bewegen, und das Gesicht blieb auch nicht mehr in seiner Ruhelage.

Es schwebte auf sie zu…

Riesig, gewaltig. Augen, die Blut produzierten, das wiederum an den Wangen herabrann und sich in Höhe des Kinns verlief. Eine fruchtbare Fratze, ein Mund, der in seinen Winkeln zuckte, sich öffnete und anfing zu lächeln.

Lächeln für den Tod!

Glenda spürte ihren eigenen Herzschlag überdeutlich. Jedes Schlagen kam ihr vor wie ein dumpfer Glockenklang, der durch ihren Körper schwang. Das starke Herz bäumte sich gegen die Totenstarre auf, in die Glenda fallen sollte, ohne eine echte Chance zu haben.

Es war ihr schon nicht mehr möglich, sich zu bewegen oder zu

sprechen. So wie sie auf der Stelle stand, vereiste sie auch. Die Starre hatte an den Füßen begonnen, sie war höher gekrochen, durch die Beine geglitten, über die Gürtellinie hinweg, und sie erreichte jetzt ihren Brustkorb.

Das Herz schlug noch immer.

Unregelmäßig.

Sah so das Ende aus?

Glenda konnte noch denken, sie konnte auch sehen. Überscharf war ihr Blick plötzlich.

Da war nur das Gesicht!

Diese einst lieblichen Züge waren für sie nur mehr eine kalte, grausame Maske, über die Blut in kleinen Rinnsalen lief und auch schon verkrustete.

Dann schloß Julia die Augen.

Es war der Moment, wo auch Glendas Herz nicht mehr schlug oder sie die Schläge nicht mehr wahrnahm.

Glenda Perkins war scheintot!

Sie stand für die Länge eines Atemzuges noch auf den Beinen und kippte dann langsam nach vorn. Sie wäre mit dem Gesicht zuerst aufgeschlagen, das wollte der alte Totengräber nicht. So schwach er eigentlich vor einer Stunde noch gewesen war, der Anblick und die Kommunikation mit seiner ehemaligen Geliebten hatten ihm wieder die entsprechende Kraft gegeben, um reagieren zu können.

Er sprang hin und fing Glenda auf, bevor sie zu Boden stürzen und sich verletzen konnte.

So hielt er sie auch fest, drehte den Kopf und sah das Nicken des feinstofflichen Gesichts.

»Soll ich sie begraben?« fragte er.

»Ja…« hörte er die Antwort in seinem Hirn. Die Stimme kam ihm vor wie ein Glockenschlag, und sie erinnerte ihn auch wieder an die alten, so herrlichen Zeiten.

»Wann und wo?«

»Jetzt. Dein Garten ist groß und verwildert. Nimm noch einmal deinen Spaten und schaufle ihr das Grab.«

Der Totengräber nickte. Über sein Gesicht glitt ein Lächeln. Wenn er noch nie gern ein Grab ausgehoben hatte, in den nächsten Minuten würde er diese Arbeit mit Genuß vollenden.

Glendas Tod bedeutete für ihn das Weiterleben im Schatten seiner geliebten Julia.

Und mehr wollte er nicht. Es tat ihm deshalb nicht einmal leid, als er die junge Frau nach draußen in die feuchte Kühle des späten nebligen Nachmittags schleifte…

***

Die beiden Männer aus London hatten die Familie Bright verlassen, und die Brights kamen sich auch verlassen vor. Sie hatten die Schritte verstummen und das Schlagen der Tür gehört. Sie saßen da und starrten sich an.

Steif hockte Ken im Sessel. Sie hörten ihn atmen. Jedes Luftholen schien ihm Qualen zu bereiten, das schmerzte seine Schwester Harriet fast körperlich.

»Warum nur?« fragte sie, »warum?«

Chester Bright fühlte sich angesprochen. Er hatte bisher zu Boden geschaut und stand wie ein Zinnsoldat neben dem Sessel, in dem sein Sohn so unbeweglich hockte.

»Was hat er getan?«

Wieder mußte Harriet einfach fragen, und diesmal reagierte ihr Vater. Er fuhr durch sein Gesicht, knetete die Wangen und legte die Stirn in Falten. »Es… es muß lange zurückliegen.«

»Das glaube ich auch. Ken hat sie aber nicht gekannt. Das… das ging doch nicht. Sie war schon längst tot, als Ken geboren wurde.«

»Ja, es waren einige Jahre«, gab der Mann zu.

»Dann ist Ken der Falsche gewesen.«

»Bestimmt. Vielleicht war auch nicht Ken gemeint. Ich… ich kann mir vorstellen, daß es um eine andere Sache ging, die geschah, als ich noch nicht verheiratet war.«

Harriet war irritiert. »Wie meinst du das denn?«

»Ich kannte Julia Ashley«, sagte ihr Vater. »Eigentlich kannte sie ein jeder im Ort, und ein jeder wußte auch, daß sie das schönste Mädchen in Rippon war.«

»Auch du?«

»Ich besonders«, gab Chester Bright verlegen zu.

Harriet verstand. »Soll das heißen, daß du etwas mit ihr gehabt hast?«

Es dauerte, bis ehester eine Antwort geben konnte. »So ungefähr.«

»Dad, bitte, du mußt jetzt sprechen. Vielleicht ist es gut für uns alle, wenn du redest.«

»Ja, möglich. Ich habe keinem etwas erzählt. Nicht deiner Mutter, nicht Ken und auch nicht dir.«

»Weshalb nicht?«

»Weil es schlimm war – damals.«

»Du hast Unrecht getan?«

»Jetzt, wo ich älter bin, sehe ich es ein. Damals aber, da hat sie mich verrücktgemacht. Sie machte alle verrückt. Julia Ashley sah aus wie ein Engel, obwohl sie ein Teufel war. Ein schön aussehender Teufel mit einer schwarzen Seele. Sie spielte mit uns jungen Männern. Sie kokettierte, sie machte jedem schöne Augen, denn sie wollte, daß wir verrückt wurden. Obwohl sie noch ziemlich jung war – erst achtzehn –

verstand sie es, die Waffen einer Frau einzusetzen. Es gab damals nicht sehr viele junge Männer hier. Wir alle aber wollten sie, und sie erhörte keinen von uns.«

»Auch dich nicht?«

»Nein, Tochter, nein.«

»Dann ist doch alles…« Das Wort *klar* wollte Harriet nicht über die Lippen, weil sie sah, wie die Wangen ihres Vaters zuckten, als er anfing zu weinen. »Oder doch nicht?«

Chester Bright holte ein Taschentuch hervor, wischte über seine Augen und putzte sich die Nase. »Nichts ist klar«, sagte er mit rauher Stimme. »Überhaupt nichts. Es ist etwas Schreckliches geschehen. Ich war damals wie von Sinnen und lauerte ihr auf.«

»Wo, Vater, wo?«

Er hob den Kopf. »Im Wald, wo uns keiner sah. Da ist es dann geschehen, Harriet.«

»Ge… gegen ihren Willen?«

»Ja.«

Harriet holte tief Luft. Und ihre Frage kam nur zögernd über ihre Lippen. »Also eine Vergewaltigung?«

»Es stimmt. Ich… ich habe sie vergewaltigt«, erklärte der Mann mit leiser Stimme. »Ich habe sie genommen. Mit Gewalt nahm ich sie. Es war schrecklich.«

»Und sie?«

»Hat sich nicht einmal gewehrt. Sie lag da wie tot. Ich befand mich in einem Rausch, ich nahm ihr die Unschuld. Und dann, als ich wieder bei Sinnen war, da erhob sie sich, blieb vor mir hocken, starrte mich an und begann zu lachen. Ja, Harriet, sie lachte nach dieser Schande. Sie lachte mich aus. Noch heute – Jahre später - habe ich dieses Geräusch in den Ohren. Ich fühlte mich damals nicht als Sieger, als ich dieses Lachen hörte. Sie aber ordnete ihre Kleider und sagte einen folgenschweren Satz, dessen Bedeutung ich erst heute richtig erkannt habe. ›Wer sich an der Tochter eines Dämons vergeht, wird es sein Leben lang bereuen.‹ Danach ging sie fort.«

Chester Bright schwieg. Harriet saß unbeweglich vor ihrem Vater und dachte über dessen Worte nach. Die Tochter eines Dämons, das konnte sie nicht fassen.

»Welches Dämons?«

»Ich habe keine Ahnung. Sie war ein Findelkind und ist vom Ehepaar Davies aufgenommen worden. Auch sie wußten angeblich nicht, wer die Eltern waren. Vielleicht hat sie recht gehabt. Möglicherweise war sie ein Kind des Teufels, eine Ausgeburt der Hölle, mit den Schönheiten einer jungen Frau ausgestattet. Ich weiß es nicht, ich werde es auch niemals wissen. Ich habe sie all die Jahre nicht vergessen, aber ich stand stets unter Druck. Sie hat Ken, deinen

Bruder, getroffen. Mich wollte sie nicht töten, sie wußte genau, daß die Kinder meine Schwachstellen sind, und sie hat es geschafft.« Er hob die Schultern. Die Geste wirkte hilflos. »Sogar als Tote hat sie es geschafft!«

Harriet schwieg. Sie wußte nicht, was sie ihrem Vater auf dieses Geständnis hin antworten sollte.

Konnte sie ihn verurteilen, verdammen? Nein, sie besaß nicht das Recht dazu. Harriet war später geboren worden, die hatte die fünfziger Jahre mit all ihren Frustrationen nicht erlebt, mit der falschen Scham der Menschen, die oft so moralisch taten, nach außen hin ein anderes Gesicht zeigten, als sie tatsächlich besaßen. Sie waren Gefangene ihrer Zeit gewesen, ähnlich wie im viktorianischen Zeitalter.

Harriet rutschte vor. »Dad«, sagte sie leise und hielt ihrem Vater die Hand entgegen. »Dad, jetzt kommt es allein auf uns an. Was einmal war, das ist vorbei. Ich jedenfalls werde es vergessen.«

Er schaute sie an. Tränen schimmerten in seinen Augen, und Chester mußte schlucken. »Ist das wirklich vergessen?«

»Ja, ich werde nichts sagen. Ich kann dir keinen Vorwurf machen. Es steht mir als deiner Tochter nicht zu, dich zu verurteilen. Du warst uns stets ein guter Vater…«

»Meinst du es ehrlich?«

»Dad, ich kann dich nicht belügen.«

Chester Bright schaute Harriet an. Sie sah das Zucken in seinem Gesicht, die Aufwallung seiner Gefühle, und sie wußte auch, was ihr Vater jetzt brauchte.

»Dad, mein Gott!« Sie umarmten sich, und sie blieben in dieser Haltung stehen.

Ken Bright aber hockte nach wie vor steif in seinem Sessel. Sein Blick war glanzlos. Er stierte ins Leere, seine Arme lagen auf den Sessellehnen, und die Finger trommelten wie im Rhythmus einer nur für ihn hörbaren Melodie…

***

Ich bekam ein ungutes Gefühl. Irgendwie ging es mir nicht gut, ich war mir meiner Sache nicht mehr sicher und blieb dort stehen, wo die Kirche bereits ihren langen Schatten warf.

Der Nebel hatte sich auch am Nachmittag nicht aufgelöst. Im Gegenteil, er war dicker geworden. Schwaden krochen lautlos durch den Ort, hingen fest wie Gardinen und ließen die Menschen aussehen wie Gespenster aus einer anderen Welt.

Suko und ich waren nicht allein unterwegs. Einige Trauergäste hatten sich noch länger auf dem Friedhof aufgehalten und verließen das Gelände erst jetzt.

Sie kamen auf uns zu. In der schwarzen Kleidung wirkten sie unheimlich. Als sie uns entdeckten, schlugen sie einen Bogen, als wären wir Aussätzige.

Auch den Pfarrer sahen wir. Er mußte an uns vorbei, um sein Haus neben der Kirche zu erreichen. Er blieb stehen. »Sie sind ja noch immer in der Nähe«, sprach er uns an. »Haben Sie nicht schon genug Unheil angerichtet? Verlassen Sie Rippon doch.«

»Nein, Herr Pfarrer«, erklärte ich. »Unsere Aufgabe hier ist noch nicht beendet. Sie haben selbst erlebt, daß das Unwahrscheinliche wahrscheinlich wurde. Sie hätten beinahe einen Menschen begraben, der noch nicht gestorben war. Wir haben den Menschen retten können. Diejenige Person allerdings, die sich für sein Schicksal verantwortlich zeigte, existiert nach wie vor.«

»Es kann sie doch nicht geben!«

»Nur weil Sie sie nicht gesehen haben?«

»So ist es.«

»Sie lebt als Geist, Herr Pfarrer.«

Er verzog die Mundwinkel. »Geister gibt es nicht, so wie sie es sehen. Ich will nicht abstreiten, daß sie uns umgeben, aber ich sehe das im religiösen Sinne.«

Streit wollte ich auf alle Fälle vermeiden. »Bitte, geben Sie uns noch zwei Stunden.«

»Und dann?«

»Werden wir Rippon möglicherweise verlassen können. Zudem habe ich noch eine Bitte.«

»Nein!« wehrte der Geistliche ab. »Ich mache nichts, was mich ins Unrecht setzt.«

»Das brauchen Sie auch nicht. Ich möchte nur von Ihnen erfahren, wo wir das Grab der Julia Ashley finden können.«

Er starrte mich scharf an. »Julia Ashley. Was wollen Sie von ihr? Das Grab öffnen?«

»Möglicherweise.«

»Das ist verboten.«

»Wo finden wir es?«

Der Geistliche gab sich geschlagen. »An der Mauer«, sagte er leise.

»Es befindet sich an der Mauer. Nordseite. Es ist verwildert. Sie können es daran erkennen, daß es etwas erhöht liegt. Manchmal stehen auch Blumen auf ihm.«

»Ich danke Ihnen.«

Der Pfarrer ging mit eiligen Schritten weg, als wäre er froh, uns endlich nicht mehr sehen zu müssen.

Suko stieß mich an. »Los, gehen wir!«

»Ja, aber getrennt.«

»Wie meinst du?«

»Suko, wir müssen uns teilen. Ich werde mich um das Grab kümmern. Du weißt, wo der Totengräber wohnt. Er steht in einer unmittelbaren Beziehung zu Julia Ashley. Möglicherweise hast du bei ihm mehr Erfolg als ich mit meinem Besuch an ihrem Grab.«

»Gibt es einen bestimmten Grund?«

»Das nicht. Ich reagiere rein gefühlsmäßig. Du kennst die Bude des alten Davies?«

»Klar, ich weiß, wo sie liegt. Dann bis gleich.«

Mein Freund verschwand. Nach ein paar Schritten schon hatte ihn der weißgraue Nebel verschluckt…

***

Der Inspektor war um den Friedhof herumgegangen. Vorbei an der feuchten, mit Moos und Flechten bewachsenen Mauer, die ebenfalls von dicken Nebelschwaden umweht wurde.

In dieser Gegend standen keine Häuser mehr, bis eben auf eine schiefe Hütte, die Bleibe des Totengräbers.

Es war ein Haus, das auch ins Mittelalter gepaßt hätte. Ein schiefes Dach, weit vorgezogen über das Unkraut des Vorgartens.

Aus dem Schornstein quoll kein Rauch. Es mußte kalt in der alten Bude sein, und Suko entdeckte kein Zeichen von Leben, bis er den gelbroten Schein sah, der hinter einem der schmutzigen Fensterscheiben zitternd aufleuchtete.

Nach elektrischem Licht sah dies nicht aus. Suko rechnete mit Kerzenschein.

Er klopfte gegen die alte, schiefe Tür, ohne eine Reaktion zu hören.

Dann öffnete er.

Die Tür knarrte und scheuerte. Spätestens jetzt hätte er gehört werden müssen, dennoch zeigte sich niemand. Er zog den Kopf ein, um nicht mit den Haaren an der Decke entlang zu scheuern, folgte dem sich auf dem Boden abzeichnenden, flackernden Lichtschein und gelangte in den von Kerzen spärlich beleuchteten Wohnraum, der mehr einer Rumpelkammer glich.

Der Raum war leer.

Suko wollte auf Nummer Sicher gehen. Er schaute hinter die alten Möbelstücke, faßte nur in Staub und Spinnweben, bekam schmutzige Hände und gelangte in die Nähe des Fensters.

Die Scheibe war so blind, daß er kaum hindurchsehen konnte.

Hinzu kamen die treibenden Nebelschwaden, die als lange Arme an der Scheibe vorbeiwehten.

Sein Blick fiel nicht auf die Straße oder gegen ein anderes Haus. Er konnte schwach einen verwilderten Garten erkennen, in dem sich das Unkraut dschungelartig dicht zwischen Sträuchern und Büschen ausbreitete. Glenda hatte den Totengräber hierher schaffen sollen.

Beide waren nicht zu sehen. Weshalb nicht? Und wo befanden sie sich? Etwa auf dem Friedhof?

In Suko stieg das Mißtrauen hoch. Er hatte es plötzlich sehr eilig, nahm sich trotzdem die Zeit, noch alles genau zu durchsuchen, und schaute auch in die anderen Räume, die ebenfalls Rumpelkammern glichen.

Keine Spur von Glenda und Perneil Davies.

Er zog sich wieder zurück. Es blieb ihm eigentlich nur der Weg zum Friedhof, wo er auch John finden würde. Das Grab der Julia Ashley mußte das Indiz sein.

Vor dem Haus umwehten ihn wieder die feuchtkalten Schleier. Sie erschwerten nicht nur die Sicht, sie verzerrten auch Geräusche.

Trotzdem hörte Suko das Lachen.

Er hatte schon weggehen wollen, jetzt blieb er stehen und lauschte nach.

Hatte ein Vogel gekrächzt? Eine Saatkrähe auf dem Flug zum nächsten Ziel?

Nein, das Geräusch vernahm er abermals. Diesmal sogar lauter.

Und es war das Lachen eines Menschen.

Trotz des Nebels hatte der Inspektor herausfinden können, wo es aufgeklungen war. Das mußte hinter dem Haus gewesen sein. Diese Umgebung kannte der Inspektor noch nicht, er wußte nur, daß sich dort der völlig verwilderte Garten ausbreitete.

So rasch wie möglich umrundete Suko das Haus. Sehr bald hatte er die Rückseite erreicht und kam zunächst nicht weiter, weil längst durch eine Gestrüppwand gezogener Stacheldraht ein zu starkes Hindernis bildete, das er erst zur Seite räumen mußte.

Suko stieg darüber hinweg und drückte mit seinen Sohlen den Draht auch in das hohe Gras. Er schnellte glücklicherweise nicht so stark zurück, dafür aber peitschten lange Zweige gegen ihn und erwischten auch sein Gesicht.

Er befand sich noch inmitten dieser Pflanzenmauer, als er eine Stimme vernahm.

»Das wird meine letzte Arbeit sein. Meine allerletzte. Dann habe ich dich wieder, mein Liebling.«

Unwillkürlich hatte Suko seine Schritte gestoppt. Noch stand er in guter Deckung, zudem schien ihn der Sprecher nicht gehört zu haben. Die Stimme war ihm bekannt vorgekommen. Er hatte sie schon auf dem alten Friedhof gehört.

Perneil Davies, der Totengräber, hatte gesprochen. Nur – was hatte er mit seiner letzten Arbeit gemeint? Für einen Mann mit seinem Beruf kam nur das Ausheben eines Grabes in Frage. Eines Grabes für eine bestimmte Person.

Glenda etwa?

Suko nahm keine Rücksicht mehr. Er wühlte sich den Weg frei, durchbrach den Buschgürtel und konnte jetzt besser laufen, weil das Unkraut nur noch kniehoch wuchs.

Auch durch diesen Teil des Gartens trieben die Nebel wie gewaltige Vorhänge und nahmen ihm einen Teil der Sicht. Was er dennoch sah, beschleunigte seinen Herzschlag.

Nicht weit entfernt, wo der Garten noch ziemlich frei war, stand der alte Perneil Davies. Er wandte Suko den Rücken und war nur von der Hüfte an aufwärts zu sehen, weil er selbst im Grab stand.

Mit seinen Händen hielt er den Stiel eines Spatens umklammert.

Von Glenda sah Suko nichts.

Sein Gesicht nahm einen kantigen Zug an, als er sich voranbewegte. Dabei ging er so leise wie möglich, achtete darauf, keinerlei Geräusche zu verursachen und hatte insofern Glück, als daß der Totengräber von alldem nichts mitbekam.

Er war so in seine Arbeit und die Selbstgespräche vertieft, daß er auf seine Umgebung nicht achtete.

Für Suko *der* Vorteil!

Noch zwei Schritte mußte er gehen, um den Rand des Grabes zu erreichen.

Er blieb schräg hinter dem Totengräber stehen, schaute in das Grab hinein – und sah Glenda!

Starr lag sie auf dem Rücken. Zur Hälfte war sie bereits mit der braunen, feuchten Erde bedeckt. Einzelne Krumen waren hoch bis an ihren Hals gerollt. Das Gesicht lag noch frei. Ein bleiches, marmorhaftes Gesicht, in dem nicht ein Muskel zuckte.

War sie tot oder scheintot?

Pernell Davies hatte Suko noch immer nicht bemerkt. Er sprach mit sich selbst und auch gleichzeitig mit der leblosen Glenda. »Ich werde dich jetzt zudecken. Die nächste Schaufel Erde wird auf dein Gesicht fallen, und du wirst langsam ersticken. Julia aber gehört dann wieder mir. Nur mir allein…«

»Das glaube ich nicht!« sagte Suko scharf…

***

Der Pfarrer hatte mir den Weg zum Grab zwar nicht exakt beschrieben, ich fand mich trotzdem zurecht.

Im Norden lag das Grab, das wußte ich, an der Nordmauer oder Nordseite.

Einsam stiefelte ich durch den Nebel. Das Grab, in dem Ken Bright hätte seine letzte Ruhestätte finden sollen, ließ ich rechts liegen.

Auch über diese Öffnung waberten die Schleier, ebenso wie über Grabsteine und Kreuze.

Das Gesicht ging mir nicht aus dem Sinn. Irgendwo mußte es sein.

Ich spürte es genau. Es mußte wissen, daß sich jemand näherte, der den alten Fluch brechen wollte.

Der alte Teil des Friedhofs sah an einigen Stellen verwildert aus.

Hier wurden die Gräber kaum noch gepflegt, nur das Grab der Julia Ashley stach hervor.

Es besaß tatsächlich die Form eines kleinen Hügels und war auch nicht zu übersehen.

Davor blieb ich stehen.

Gras und Unkraut bedeckten den Hügel. Kein Grabstein und erst recht kein christliches Symbol zeigten an, wer unter dieser feuchten Erde lag.

Ich hatte auch als Möglichkeit in Betracht gezogen, das Grab zu öffnen. Nur fehlte mir jetzt das Werkzeug. Mit bloßen Händen konnte ich es nicht aufschaufeln.

Was lag unter der Erde verborgen?

Eine verweste, vermoderte Gestalt? Oder war Julia Ashley aus bestimmten Gründen nicht verwest. Auch das lag im Bereich des Möglichen. Oft genug geschah dies, wenn der Teufel seine Hand mit im Spiel hatte.

Mein Kreuz lag frei.

Sofort stellte ich fest, daß mit dem Grab etwas nicht stimmte. Von ihm ging eine böse Aura aus, es strahlte.

Keine Strahlen, die ich körperlich spürte, es waren Energien, die das Kreuz spürte und sich auch dementsprechend verhielt. Es wandelte die Aura des Unheimlichen, des Bösen um in Wärme.

Das Metall lag angewärmt in meiner Hand. Ich beugte mich dem Hügelgrab entgegen, ließ dem Kreuz freie Bahn und legte es auf die Mitte des Grabes, die Silberkette dabei festhaltend.

Zunächst geschah nichts.

Dann passierte es urplötzlich. Mein Kreuz war stärker. Es riß eine Insel in die Macht des Bösen, und das Grab unter mir öffnete sich wie ein Vorhang, den jemand zur Seite geschoben hatte.

Mein Blick fiel in die Tiefe!

Ich sah die Trümmer des Sargs, der unter dem Druck der Erde zusammengebrochen war, und ich entdeckte dazwischen die verkrümmten schwarzen Knochen eines Skeletts.

Ein schwarzes Skelett. Wer verweste und vermoderte, von dem blieben zwar noch Knochen zurück, aber die waren oft genug weißgelb wie körniger Lehm oder Staub.

Dieser Rest zeigte eine schwarze, ölige Farbe, als wären die einzelnen Gebeine zusammengeklebt worden.

Da mußte der Teufel oder wer auch immer seine Hand mit im Spiel gehabt haben.

Die Knochen bewegten sich nicht. Ich hatte schon erlebt, daß sie

anfingen zu tanzen und sich wieder zu einem Körper zusammensetzten. Hier zitterten sie nicht einmal.

Ich hatte gesehen, nur konnte ich nichts unternehmen. So kam ich einfach nicht weiter.

Aber ich spürte etwas.

Bisher waren die feuchten Nebeltücher von der Temperatur her gleichgeblieben.

Jetzt aber streifte sie mich mit einer Kälte, die kaum von dieser Welt stammen konnte.

Ich drehte mich hoch und fuhr herum.

Über mir schwebte das Gesicht der Julia Ashley. Nur war es jetzt verzogen, und aus den Augen quoll das Blut…

***

Der Totengräber hatte Sukos Worte vernommen. Er machte nicht mehr weiter. Das Schaufelblatt steckte noch im Lehmhaufen, er hielt auch den Stiel umklammert und fragte nur: »Was glaubst du nicht?«

»Daß du sie begräbst, Davies!«

»Ich muß es tun!«

»Nein!« entgegnete Suko scharf. »Du wirst sie nicht töten können, du nicht!«

»Wer bist du? Nicht dieser Blonde, dessen Stimme kenne ich. Sie ist anders!«

»Dann rate mal!«

»Der Asiate!«

»So ist es.«

Jetzt drehte sich Pernell Davies um. Im Grab stehend, starrte er Suko an. Sein Gesicht war schmutzig. Die braunen Lehmstreifen auf der grauen Haut ließ es aussehen wie eine Clownsmaske. Er sprach nicht mehr, nickte nur.

»Ist sie tot?« fragte Suko.

Perneil Davies warf einen Blick auf Glenda. »Ja und nein.«

»Scheintot also?«

»Richtig.«

»Wie war das möglich? Rede endlich! Wieso ist sie zu einer Scheintoten geworden?«

»Julia begegnete ihr. Ich mochte Glenda leiden, wirklich. Aber Julia wollte, daß sie stirbt. Ich sollte sie begraben. Sie braucht dies. Ich habe ihr ein Opfer entrissen. Für Ken Bright muß diese Frau sterben, dann ist wieder alles im Lot.«

»Und wo steckt deine Julia?«

»Der Nebel hat sie aufgenommen«, flüsterte der Mann. »Sie wird mit ihm wandern. Sie wird mit ihm über dem Friedhof schweben und ihr Grab besuchen. Alles ist anders geworden, alles…«

»Also auf dem Friedhof?«

»Bestimmt.«

»Nimm die Frau aus dem Grab«, sagte Suko. »Nimm sie und trage sie zu mir. Aber beeile dich. Ich hasse es, wenn man meinen Befehlen nicht nachkommt.«

Der Totengräber versuchte es dennoch. »Du wirst nichts erreichen«, sagte er, »wir sind stärker.« Er nickte Suko dabei zu. »Julia und ich werden bis in alle…«

Dann schlug er zu.

Selbst Suko, der gedankenschnell reagieren konnte, wurde von dieser Attacke überrascht. Pernell Davies schleuderte Lehm gegen ihn, traf Suko an der Brust und auch im Gesicht.

Der Inspektor zuckte zurück, was seinem Gegner Gelegenheit gab, aus dem Grab zu klettern. Sogar sehr behende für sein Alter. Den Spaten hatte er mitgenommen.

Das Werkzeug besaß eine sehr schwere Schaufel. Sie konnte einen Menschen schon töten, wenn sie richtig traf.

Und Davies drosch zu.

Suko sprang zurück. Das Blatt verfehlte ihn, auch der nächste Hieb traf nicht. Diesmal rammte die scharfe Klinge sogar in den Boden.

Bevor der Totengräber sein Mordinstrument noch hervorziehen konnte, trat Suko von der Seite her wuchtig gegen den Stiel.

Davies griff ins Leere.

Ohne Deckung stand er für einen Moment vor dem Inspektor. Seine Augen weiteten sich entsetzt, als das Große, Dunkle auf ihn zuschoß. Es war kein Stein, nur eine zur Karatefaust gekrümmte Hand.

Die traf exakt!

Der Totengräber verdrehte die Augen. Er wollte noch an sein Kinn fassen, da erloschen bereits bei ihm sämtliche Lichter. Steif wie eine Zaunlatte kippte er zurück, fiel nicht in das Grab. Er blieb auf der schrägen Seite des Lehmhügels liegen.

Suko kannte seine Schläge. Er wußte auch, daß er sich um Pernell Davies nicht zu kümmern brauchte.

Dafür um Glenda.

Suko wischte Dreck aus seinem Gesicht, hinterließ noch Schmierfäden und sprang in das Grab mit der weichen Erde, wobei er bis zu den Knöcheln einsackte.

Mit den bloßen Händen schaufelte er den Lehm zur Seite, bekam Glenda unter den Achseln zu fassen, hob sie hoch und stellte fest, daß sie steif wie ein Bügelbrett war.

Er schob sie aus dem Grab, in dem sie hatte den Tod finden sollen.

Suko kletterte hinterher und blieb neben Glenda knien.

In ihrem Gesicht regte sich nichts. Der Bann, der auch Ken Bright gefangen hatte, hielt sie ebenfalls fest.

Suko mußte schlucken. Er sprach Glenda an, erst leise, dann lauter, eine Antwort gab sie ihm nicht.

Konnte sie ihm nicht geben.

Und Suko bekam allmählich Angst…

***

Sie war da, ihr Geist hatte das Grab verlassen, um durch die feuchte Nebellandschaft zu schweben.

Ein übergroßes Gesicht mit den blutigen Augen und der kalkigen Hand. Es war nicht normal, besaß keine festen Umrisse. Für ein feinstoffliches Gebilde gab es keine Hindernisse. Dieses Gesicht schwebte überall durch. Wie sollte ich es besiegen?

Julia mußte Angst verspüren. Vielleicht stand sie als Geist auch nur unter Streß, ich konnte es nicht sagen, ich wollte nur, daß dieser Geist vernichtet wurde.

Noch hielt ich das Kreuz fest. Wenn ich das blutige Antlitz treffen wollte, mußte ich meinen Talisman schleudern.

Das tat ich auch.

Selbst Julia Ashley hatte damit nicht gerechnet. Ich warf das Kreuz schräg in die Höhe, die Züge waren einfach nicht zu verfehlen, und mein Kruzifix berührte die geisterhafte Erscheinung dicht über dem Mund, wo sich das Ende der Nase abzeichnete.

Wurde es vernichtet?

Ich hörte keine Schreie, ich sah auch kein Licht, wie es oft bei einem Angriff mit dem Kreuz der Fall war. Dafür tanzte plötzlich eine Nebelwolke vor meinen Augen. Sie drehte und schüttelte sich.

Dabei schleuderte sie dunkle, rote Tropfen von sich.

Das Blut…

Es erwischte mich, benetzte mein Gesicht, die Kleidung, ich wich zurück und behielt die Nebelwolke noch immer im Auge.

Sie schwebte auf das Grab zu und drehte sich dabei um sich selbst.

Wie ein Wasserstrudel, der alles in die Tiefe zerren wollte. Die Drehungen nahmen an Rasanz und Schnelligkeit zu, bildeten einen langgezogenen Kreisel, der mit seiner Spitze nicht mehr über dem Grab schwebte, es dafür berührte und die Oberfläche dabei so veränderte, als wäre sie ein Schwamm.

Das Grab saugte den Geist auf.

Körper und »Seele« sollten wieder vereint werden, so wie es sich gehörte.

Ich schaute zu. Entweder hatte ich den Geist endgültig erwischt oder nicht.

Er verschwand. Wie ein Bohrer hatte er sich in das kleine Hügelgrab gedreht.

Ich lag unter der Kraft des Lichts, die das Kreuz abgestrahlt hatte.

Deshalb gelang mir auch der Blick in die Tiefe, wo die unheimlichen Vorgänge weiterliefen.
Der Geist hatte das schwarze Gerippe erreicht. Er toste um die Knochen, die sich ebenfalls bewegten, sich dabei nicht stärker zusammenfügten, sondern auseinandergerissen wurden.
Regelrechte Explosionen fanden in der Tiefe statt. Und die zerrissen das schwarze Gebilde.
Was übrig blieb, war Staub, Knochenmehl. Wie es sich eben für eine Person gehörte, die schon seit mehr als dreißig Jahren unter der Erde lag. Kaum war dies geschehen, da sackte das Grab ein. Der Hügel fiel zusammen, Gras und Lehm rutschten in die Tiefe.
Eine Mulde würde als Erbe erhalten bleiben.
Mehr nicht…
Ich, konnte nichts mehr tun. Mein nächster Weg führte mich zum Haus des Totengräbers…

***

Suko wartete noch immer. Seine Sorgen wuchsen, sie nahmen schon bald verzweifelte Züge an, denn noch immer hatte sich nichts getan.
Glenda rührte sich nicht, der Bann hielt, und er hielt auch noch, als Suko den leisen Schrei hörte.
Er fuhr herum.
Perneil Davies, der Totengräber, richtete sich auf. Er saß plötzlich auf dem Hügel, seine rechte Hand hielt er gegen die Brust gepreßt, der Mund stand offen. Bei seinen gestammelten Worten schlug auch die Zunge hervor.
»Tot… tot … sie ist tot … ich … mein Herz … mein Herz …« Er kippte wieder zurück, die Hand noch immer dorthin gepreßt, wo unter der Brust das Herz einmal geschlagen hatte.
Jetzt nicht mehr.
Perneil Davies hatte der Tod ereilt, und Glenda Perkins lebte, denn diesmal war sie es, die sich aufrichtete und sagte: »Himmel, Suko, mir ist so kalt.«
Daß Suko sie nach diesen Worten umarmte, konnte sie nicht fassen. Erst als ich sagte: »Na, na, wer wird denn gleich in den Clinch gehen, trennten sich die beiden.«
»John!« rief Suko.
Ich winkte ab. »Alles okay. Bei euch auch?«
»Jetzt ja…«

***

Auf dem Weg zu den Brights erzählten wir uns die Erlebnisse. Glenda konnte es nicht fassen, daß sie scheintot gewesen sein sollte. Sie besaß keine Erinnerung mehr.
Schon im Hausflur lief uns eine völlig aufgelöste Harriet entgegen.

»Es ist ein Wunder!« rief sie. »Kenny lebt. Er ist wieder normal, er ist okay, glaube ich. Wieso?« Sie starrte uns bibbernd an.

»Julia existiert nicht mehr«, erklärte ich. »Damit ist auch der zweite Bann gebrochen worden.«

»Tatsache?«

»Ich schwöre es. Sie müssen nur noch einen Menschen begraben. Perneil Davies, er hat es nicht überstanden.«

»Wie ist er denn gestorben?«

»Es war sein Herz«, sagte Suko, »nur sein Herz. Und jetzt lassen Sie uns nach Kenny sehen…«

»Wüßte nicht, was ich lieber täte…«

***ENDE***